

Die deutschen Ordinarien für Geschichte und ihre Wissenschaft: ein historisch-wissenschaftssoziologischer Beitrag zur Erforschung des Historismus

Weber, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version

Konferenzbeitrag / conference paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Weber, W. (1985). Die deutschen Ordinarien für Geschichte und ihre Wissenschaft: ein historisch-wissenschaftssoziologischer Beitrag zur Erforschung des Historismus. In W. H. Schröder (Hrsg.), *Lebenslauf und Gesellschaft : zum Einsatz von kollektiven Biographien in der historischen Sozialforschung* (S. 114-146). Stuttgart: Klett-Cotta. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-338205>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Wolfgang Weber

Die deutschen Ordinarien für Geschichte und ihre Wissenschaft

Ein historisch-wissenschaftssoziologischer Beitrag zur Erforschung des Historismus

I

Die gegenwärtige Forschungslage im Bereich der Wissenschaftsgeschichte der Geschichtswissenschaft ist dadurch gekennzeichnet, daß sich zwar die Produktion auf diesem Gebiet stark erhöht hat, der analytische Zugriff und die Leitperspektiven der Forschung im wesentlichen aber unverändert geblieben sind¹. Nach wie vor zerfallen die verschiedenen Ansätze in die bekannten Kategorien der Ideen- und Literaturgeschichte einerseits und die Gelehrten- und Institutionengeschichte andererseits, wobei in der Gelehrtengeschichte die individualbiographische Variante das Feld beherrscht². Es wird also nach wie vor streng zwischen „innerer“ und „äußerer“ Wissenschaftsgeschichte unterschieden, ohne daß der Zusammenhang zwischen beiden Bereichen hinreichend berücksichtigt wird, und unterstellt, daß die grundsätzlich gradlinig nach oben verlaufende Entwicklung der Geschichtswissenschaft hauptsächlich vom Auftreten einzelner genialer Historiker abhängt, mit deren Werken, die sich aufgrund ihrer hohen wissenschaftlichen Qualität selbständig durchsetzen, sich die jeweiligen Epigonen auseinanderzusetzen haben³.

1. Vgl. dazu die entsprechenden Bemerkungen in den einschlägigen Literaturberichten, z. B. bei Muhlack, Ulrich, Politische Ideengeschichte und Historiographie, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 26 (1975), S. 508-529. — Der vorliegende Beitrag bietet einen gerafften und thesenhaft zugespitzten Überblick über die Ergebnisse meiner Untersuchung: Priester der Klio. Historische-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft, Diss. phil. Augsburg 1982, die demnächst in Frankfurt a. M. beim Peter Lang Verlag erscheinen wird. Ich möchte an dieser Stelle Wilhelm H. Schröder danken, der mir die Gelegenheit verschaffte, auf dem Münsteraner Historikertag 1982 meine Ergebnisse erstmals einem größeren Publikum vorzutragen.
2. Dies gilt auch für das von Hans-Ulrich Wehler herausgegebene Sammelwerk: Deutsche Historiker, Bd. 1 ff., Göttingen 1971 ff., was auch U. Muhlack nicht entgangen ist — Politische Ideengeschichte, S. 516-517.
3. Vgl. dazu Sprandel, Rolf, Wie sieht die Geschichtswissenschaft sich selbst? in: Saeculum 30 (1979), S. 187-196, wo erstmals der Versuch gemacht wird, wissenschaftssoziologische Ansätze auf die Geschichte der Geschichtswissenschaft zu übertragen.

Diese Auffassung erkennt Wirkungen und Zusammenhänge, die in jüngster Zeit insbesondere in der modernen Wissenschaftssoziologie untersucht worden sind, aber in nuce zu einem Teil bereits auch in gängigen Gelehrtenbiographien zur Sprache kommen⁴. Danach setzen sich neue Theorien, Methoden und Forschungsergebnisse in der Wissenschaft keineswegs schon allein deshalb durch, weil sie streng wissenschaftlich, d. h. nach den anerkannten Regeln der Logik und Empirie „besser“, „wahrer“, „zutreffender“ usw. sind als ihre Vorgänger. Es bedarf vielmehr der Bereitschaft der maßgebenden Gelehrten, das Neue überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, vorbehaltlos zu prüfen und gegebenenfalls die alten, vielleicht lieb gewonnenen Vorstellungen aufzugeben. Welche Schwierigkeiten hieraus erwachsen können, ist ohne weiteres einsichtig und vielen Wissenschaftlern aus persönlicher Erfahrung nur allzu bekannt. Das Problem liegt aber noch tiefer. Nicht nur muß zunächst überhaupt erst einmal der Zugang zu den maßgebenden Gelehrten offen stehen, d. h. die Möglichkeit gegeben sein, diesen über die üblichen Medien, also meistens das Buch, Kenntnis über die Existenz der neuen Idee, Methode usw. zu vermitteln, bevor diese den Prüfungsprozeß einleiten können. Vielmehr gibt es nämlich überhaupt keine stets eindeutigen Verfahrensprinzipien, mit deren Hilfe die Grenze zwischen zutreffenden und irrigen Vorstellungen in der Wissenschaft jederzeit zuverlässig festgelegt werden könnte. Diese Prinzipien sind vielmehr ebenso wie z. B. der Text einer politischen Verfassung eng an ihren historischen Kontext gebunden und werden zu verschiedener Zeit unterschiedlich interpretiert. Der wissenschaftliche Prozeß wird dementsprechend tatsächlich stets von denjenigen bestimmt, die die Verfahrensregeln der Prüfung der Wissenschaftlichkeit interpretieren und anwenden. Das sind im Prinzip zwar alle, die sich am wissenschaftlichen Dialog beteiligen, faktisch aber nur die professionellen Wissenschaftler und innerhalb dieser Gruppe die Inhaber der höchsten Positionen des Faches, die mit entsprechender Macht ausgestattet sind. Der wissenschaftliche Dialog mit dem Ziel der Akzeptierung der einen und der Verwerfung anderer Sätze ist nämlich ein sozialer Vorgang, in dem nicht nur rationale, sondern auch praktische Argumente vorgetragen werden, und in dem Handlungsstrategien zur Anwendung kommen, mittels derer die Akzeptierung bzw. Verwerfung von Sätzen zu fördern bzw. zu verhindern versucht wird. Zwar können diese Handlungsstrategien nicht beliebigen Argumenten zur Geltung verhelfen, weil jeder wissenschaftliche Dialog an seinen sprachlichen und historischen Kontext gebunden ist. „Gerade die Tatsache aber, daß es sich bei Argumentationen um soziale Prozesse handelt und Durchsetzungsstrategien im Spiel sind, zwingt zu dem korrespondierenden Schluß, daß Argumente andererseits auch nicht notwendig aufeinander bezogen sind. Es ist also nicht etwa so, daß die Durchsetzungsstrategien gar keine oder bestenfalls eine periphere Bedeutung haben, sondern Argumente verdanken ihre Geltung umgekehrt den sie stützenden Strategien.“⁵. Je weniger systematisch aber eine Wissenschaft ist,

4. Diese im Folgenden noch näher umschriebenen Aspekte werden jedoch ausschließlich der individuellen Biographie zugeordnet und daher nicht als Strukturelemente des Wissenschaftsbetriebs erkannt und gewürdigt. Zur Wissenschaftssoziologie, deren Buchproduktion bereits erhebliche Ausmaße angenommen hat, vgl. beispielsweise Weingart, Peter (Hg.), *Wissenschaftssoziologie*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1972, sowie Bühl, Walter L., *Einführung in die Wissenschaftssoziologie*, München 1974.

5. Weingart, Peter, *Wissenschaftlicher Wandel als Institutionalisierungsstrategie*, in: ders., *Wissenschaftssoziologie* Bd. 2, S. 23.

je weniger eindeutig ihre methodischen Standards sind, desto bedeutsamer ist das Verhalten der maßgebenden Fachvertreter, desto größer der Ermessungsspielraum dieser Personen und damit die Bedeutung von Handlungsstrategien.

Die Konsequenzen aus dieser Betrachtungsweise für die Analyse der Wissenschaftsgeschichte sind klar. Dadurch, daß die Bestimmung der Wahrheit und der Wahrheitskriterien eng an die soziale Struktur der Wissenschaft bzw. der jeweiligen Einzeldisziplin gekoppelt wird, nimmt das lineare Fortschrittsmodell für die Wissenschaftsentwicklung schweren Schaden⁶. Vollzieht sich nämlich der Wissenschaftsfortschritt nicht — wie bislang insbesondere unter dem Einfluß der Falsifikationstheorie Karl Poppers angenommen — über einen rein rationalen Prozeß von Argument und Gegenargument in Richtung stetiger Annäherung an die Wahrheit, sondern in vielfacher Weise gebrochen über Machtkämpfe verschiedener Gelehrtengruppen, ist die Entwicklung nicht mehr stetig-linear, sondern nur noch schubweise und als ständiges Auf und Ab in nur bei Vorliegen idealer sozialer Bedingungen nach oben aufsteigender Linie denkbar. Dieser Befund ist freilich weniger für den Historiker als für den Naturwissenschaftler und Wissenschaftstheoretiker überraschend, insofern der Historiker sich wenigstens im Mikrobereich einzelner Gelehrtenbiographien oder kurzer Ausschnitte aus der Wissenschaftsgeschichte schon immer über die enge Verzahnung wissenschaftlicher und sozialer Bedingungen Rechenschaft abgelegt hat⁷. Um so bedeutsamer ist jedoch für den Historiker die Konsequenz aus der Einsicht, daß die Akzeptierung oder Verwerfung neuer Ideen maßgeblich über den Einsatz von Durchsetzungsstrategien in einem sozial bestimmten Prüfungsprozeß erfolgt. Denn vor diesem Hintergrund kann nicht mehr davon ausgegangen werden, daß wissenschaftliche bzw. in diesem Fall historische Werke und mit ihnen ihre Autoren stets kraft ihrer wissenschaftlichen Qualität selbständig ihren Weg finden⁸. Es muß vielmehr der Bereich, der bisher nur am Rande berücksichtigt wurde, in den Mittelpunkt gerückt werden: der Prozeß der wissenschaftlichen Kommunikation, die soziale Stellung des Autors eines Werkes, seine Strategie, mit der er den Erfolg seines Werkes zu fördern sucht, die Aktualität des behandelten Themas, die bei der Themenwahl direkt oder indirekt eine erhebliche Rolle spielt. „Äußere“ und „innere“ Wissenschaftsgeschichte sind auf diese Weise unauflösbar ineinander verzahnt, wengleich es unverzichtbar bleibt, aus analytischen Gründen diese Trennlinie beizubehalten. Und vor allem wird der einzelne Wissenschaftler auf diese Weise in sein berufliches Umfeld, in den Kreis seiner Kollegen zurückgeholt. Es wird systematisch und nicht nur sporadisch berücksichtigt, daß auch ein genialer Gelehrter sich nur dann durchsetzen kann, wenn er einflußreiche Anhänger findet, und daß Anhänger

6. Heuß, Alfred, Das Problem des Fortschritts in den historischen Wissenschaften, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 31 (1979), S. 134; Stegmüller, Wolfgang, Normale Wissenschaft und wissenschaftliche Revolutionen. Kritische Betrachtungen zur Kontroverse zwischen Karl Popper und Thomas S. Kuhn, in: Wissenschaft und Weltbild 29 (1976), S. 169-180.

7. Heuß, ebd.

8. Vgl. beispielsweise Ritter, Gerhard, Deutsche Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 1 (1950), S. 82, wo es heißt, die Konzeption Rankes habe sich „dank der Wahrheit und Tiefe ihrer Einsichten“ durchgesetzt.

keineswegs einfach dadurch zu gewinnen sind, daß die Ideen, die der Gelehrte vertritt, einen objektiven Erkenntnisgewinn mit sich bringen.

Eine Erprobung dieser Gedanken an der Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft liegt aus mehreren Gründen nahe. Einer ist bereits genannt worden, nämlich der trotz aller Fruchtbarkeit, die unter den herkömmlichen Forschungsperspektiven erstellte Untersuchungen auszeichnet, unzureichende analytische Ansatz der Wissenschaftsgeschichte im Bereich der Geschichtswissenschaft. Zweitens läßt der im Vergleich mit den sogenannten exakten Wissenschaften relativ niedere methodische Standard der Geschichtswissenschaft und ihre gleichzeitige enge Eingebundenheit in ihre jeweilige soziale Umwelt⁹ erwarten, daß in diesem Bereich sich besonders viele der oben angesprochenen Phänomene auffinden lassen. Und schließlich weist die deutsche Geschichtswissenschaft von ca. 1800–1970, d. h. im Zeitalter des Historismus¹⁰, ein spezielles Profil auf, das sie als Untersuchungsobjekt besonders geeignet erscheinen läßt: Sie zeichnet sich im internationalen Vergleich nicht nur durch eine spezifische Eigentümlichkeit, sondern auch durch eine besondere Einheitlichkeit aus. Einheitlichkeit, insofern nicht wie in anderen Ländern oder in der deutschen Gegenwart eine Mehrzahl unterschiedlicher, miteinander rivalisierender theoretisch-ideologischer Strömungen, sondern eine einzige Richtung das Gesicht der Geschichtswissenschaft prägte. Eigentümlichkeit insofern, als die theoretisch-ideologischen Grundvorstellungen der Historiker eine sonst unbekannte Eigenart aufwies¹¹.

Problemstellung des vorliegenden Beitrages ist entsprechend die Frage, wie diese zwar unterschiedlich bewertete, sachlich aber von keiner Seite grundsätzlich bestrittene Eigenart der historistischen deutschen Geschichtswissenschaft zu erklären ist. Die Erklärungen, die bisher vorgebracht wurden, sind nämlich unzureichend. Die historismusnahe wissensinterne Deutung¹² unterstellt, daß es eine ständige rationale

-
9. Vgl. Rösen, Jörn, Der Strukturwandel in der Geschichtswissenschaft und die Aufgabe der Historik, in: ders., Für eine erneute Historik. Studien zur Theorie der Geschichtswissenschaft, Stuttgart-Bad Cannstatt 1976, S. 45ff., sowie Ritter, Gerhard, Wissenschaftliche Historie, Zeitgeschichte und „Politische Wissenschaft“, in: Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Jahreshefte 1957/58, S. 57f., wo es heißt: „Es gibt keine zweite wissenschaftliche Disziplin, in der es so schwierig wäre, zwischen echter wissenschaftlicher Leistung und bloß geistvollem Einfall, zwischen treffender Intuition und dilettantischem Gerede scharfe Grenzlinien zu ziehen“ ... „Eine strenge Beweisbarkeit geschichtswissenschaftlicher Forschungsergebnisse ... gibt es nicht“.
 10. Auf die einzelnen Befunde, die diese zeitlichen Grenzziehungen nahelegen, kann ich hier nicht eingehen. Zur inhaltlichen Bestimmung des Historismus-Begriffs siehe Nipperdey, Thomas, Historismus und Historismuskritik heute, in: ders., Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte, Göttingen 1976, S. 59–73, sowie Faber, Karl Georg, Ausprägungen des Historismus, in: Historische Zeitschrift 228 (1979), S. 1–22.
 11. Iggers, Georg G., Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, 2. Aufl. München 1972, S. 11 u. ö. Vgl. auch ders., Neue Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft, München 1978, S. 97ff. u. ö.
 12. Vertreter dieser Richtung sind beispielsweise Nipperdey (wie Anm. 10) und Ritter (Anm. 8).

Diskussion der Historiker um die theoretischen Grundlagen ihrer Wissenschaft gegeben hat, in der ganz verschiedene Konzeptionen vorbehaltlos diskutiert wurden. Dies aber war, wie wir alle wissen, keineswegs der Fall, ganz abgesehen davon, daß die allgemeinste Grundlage einer derartigen Diskussion, nämlich eine eindeutige Historismusdefinition, bis heute fehlt. Die Schwächen der politischen Deutung¹³ dagegen, die den Historismus zu einer mehr oder weniger politisch durchgesetzten und geförderten Ideologie reduziert, werden insbesondere im Vergleich mit der eindeutig politisch instrumentalisierten Geschichtswissenschaft etwa der DDR deutlich. Einerseits läßt sich nämlich feststellen, daß die Produkte der historistischen Historiographie in der Regel keineswegs in so direkter Weise politische Interessen formulieren und vertreten, wie es bei den Produkten der DDR-marxistischen Historiographie der Fall ist. Andererseits fehlen fast sämtliche institutionellen Voraussetzungen zur Durchsetzung einer politischen Ideologie Historismus auch gegen Widerstand. Mehr noch, die juristische und soziale Stellung der entscheidenden Produzenten bürgerlichen historischen Wissens und ihre Organisationen sind dysfunktional einem unmittelbaren politischen Verwertungszusammenhang gegenüber. Der bürgerliche Ordinarius ist relativ unabhängig gegenüber Staat und Gesellschaft. Die DDR-Historiker hingegen bestimmen ihre Forschungsschwerpunkte und die Thesen, die sie vertreten, nicht selbst, sondern erhalten Richtlinien, die vom Parteitag ausgegeben werden und deren Vollzug kontrolliert wird¹⁴. Dies alles kennt die bürgerliche Geschichtswissenschaft nicht, und der Hinweis auf die bürgerliche Herkunft der historistischen Historiker — als Angehörige der herrschenden Klasse müssen sie gar nicht angewiesen und kontrolliert werden, weil sie von sich aus deren Interessen vertreten — kann nicht überzeugen. Die soziale Herkunft ist keineswegs notwendigerweise mit einer bestimmten lebenslangen politischen Interessenrichtung verbunden, wie die große Zahl entsprechender „Renegaten“ auch im marxistischen Lager zeigt.

Viel fruchtbarer erscheint es deshalb, wie oben angedeutet, die Gemeinschaft der Historiker zum Ausgangspunkt eines neuen Erklärungsmodells zu machen. Die entsprechende Hypothese lautet dann so: Die Durchsetzung und Herrschaft des Historismus ist weder ausschließlich noch maßgeblich aus seiner wissenschaftlichen bzw. seiner wie immer gearteten politischen Qualität zu erklären. Diese sind vielmehr nur in graduell unterschiedlichem Maße wichtige Vorbedingungen. Die Durchsetzung und Herrschaft des Historismus erklärt sich vielmehr vornehmlich daraus, daß diejenigen Gelehrten, die ihn entwickelten, es verstanden, eine treue Gefolgschaft heranzuziehen und fortlaufend mit den wichtigsten Positionen des Faches zu betrauen. Mit anderen Worten: der Schwerpunkt der Betrachtung wird vom Wissensbereich der Wissenschaft in ihren sozialen Bereich verlegt, die Geschichte der Wissenschaft als

13. Diese wird insbesondere von den marxistischen Historikern, vor verändertem Horizont (Orientierung am westlich-liberalen politischen Ideal) aber auch beispielsweise von Iggers (Anm. 11) vorgebracht. Für eine marxistische Interpretation siehe Schleier, Hans, Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik, Berlin 1975, auf die sich die folgenden Passagen stützen.

14. Vgl. dazu jetzt die einschlägigen Abschnitte bei Heydemann, Günter, Geschichtswissenschaft im geteilten Deutschland. Entwicklungsgeschichte, Organisationsstruktur, Theorie- und Methodenprobleme in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, Frankfurt a. M. et al. 1980.

Prozeß des Machterwerbs, der Machterhaltung und der Machterweiterung wissenschaftlicher Schulen und Richtungen angesehen.

Wie ist diese These aber in bezug auf die Geschichte der Geschichtswissenschaft konkret anzuwenden? Zunächst ist eine Theorie zu entwerfen, die zu zeigen hat, auf welche Weise eine wissenschaftliche Konzeption sich über die personale Struktur einer Disziplin durchsetzen und fortpflanzen kann. Hierbei kann auf entsprechende Ausführungen von Peter Weingart zurückgegriffen werden, die entsprechend den spezifischen Bedingungen unserer Studie zu ergänzen sind¹⁵. Die Theorie hat zwei Aspekte abzudecken, nämlich erstens den Prozeß der Durchsetzung eines Konzeptes und zweitens denjenigen der Perpetuierung dieses Konzeptes.

Bei der Durchsetzung eines neuen wissenschaftlichen Konzeptes kommt es zunächst darauf an, in welcher Weise sich das neue Konzept vom herrschenden abhebt, ob es nur partiell oder total rivalisiert. Des weiteren ist bedeutsam, welche Position der Begründer des Konzeptes im akademischen Betrieb hat. Steht er völlig *außerhalb* des etablierten Wissenschaftsbetriebs, sind seine Chancen schlecht und ist der vor ihm liegende Weg lang und beschwerlich. Er muß sich der Hilfe von Instanzen versichern, die Einfluß auf den etablierten Betrieb ausüben, ohne dessen herrschende Auffassung zu teilen. Optimal erfüllt diese Bedingung im Hochschulsystem des mitteleuropäischen Raumes die politische Entscheidungsinstanz bzw. die Kultusbürokratie, weil sie prinzipiell von den herrschenden Wissenschaftlergruppen unabhängig und zugleich mit direkter Kompetenz ausgestattet ist. Steht der besagte Wissenschaftler *innerhalb* des Wissenschaftsbetriebs, kommt es auf seine hierarchische Position und die Tragfähigkeit seiner Beziehungen an. Der mächtigste Wissenschaftler ist im deutschen System ohne Zweifel der Lehrstuhlinhaber.

Der Prozeß der Durchsetzung des neuen Konzeptes läuft dann idealtypisch so ab: Der Begründer macht zunächst über seine vorhandenen persönlichen Beziehungen Kollegen und Freunde mit seiner Auffassung bekannt. Je stärker eine derartige Beziehung ist, desto leichter wird es sein, weitere Personen zu gewinnen. Unterstützt wird dieser Prozeß dadurch, daß es in der ersten Kommunikationsphase zu einer gemeinsamen stärkeren inhaltlichen Profilierung und eindeutiger Formulierung der neuen Auffassung kommt, was zugleich ein verstärktes Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt.

Schließlich führen die informellen Kommunikationsbeziehungen zu festeren sachbezogenen Bindungen. Gruppengrenzen werden definiert, Eintrittsbedingungen gestellt. Die Gruppe schafft sich aus ihrem zuvor unregelmäßig und nur intern zirkulierenden Mitteilungs- und Diskussionsblatt ein offizielles Publikumsorgan und tritt damit erstmals sichtbar an die wissenschaftliche Öffentlichkeit. In der anschließenden Phase gelingt es mit Hilfe der vorhandenen Mittel, einen Mindestbestand an institutionellen Machtpositionen zu übernehmen, dadurch im Gesamtfach allmählich zumindest den Rang einer Vetogruppe zu erreichen und letztendlich die durch das neue Konzept definierten Normen als objektive Standards des Faches durchzusetzen.

Der entscheidende Moment im Institutionalisierungsprozeß ist aber wie bei jeder Herrschaftssicherung die Vergabe derjenigen zur Verfügung stehenden höchsten Stel-

15. Weingart, Wissenschaftlicher Wandel.

len, die relative Unabhängigkeit für ihre Inhaber mit sich bringen. Alles hängt davon ab, ob der in diese Position eingerückte Gelehrte „bei der Stange bleibt“ oder vom Kurs abweicht. Jetzt entfällt ja die Kontrolle dieser Person von oben; was bleibt, ist nur die Möglichkeit der Einflußnahme von der Gesamtgruppe und von parallelen Positionen aus.

Um nach dem Wegfall der wichtigsten Sanktionsmechanismen dennoch Meinungs- und Verhaltenskonformität sicherzustellen, gibt es nur einen Weg: Die neuen Positionsinhaber müssen gezielt erzogen und in ihrer ganzen Lebenssituation an die Gruppe gebunden sein. Damit sind wir beim Aspekt der Perpetuierung des Konzeptes. Der Begründer eines neuen Konzeptes muß entsprechenden Nachwuchs heranziehen, d. h. seine Auffassung jüngeren Gelehrten und Studenten so effizient nahebringen, daß sie sie als ihre eigene internalisieren. Bei diesem Erziehungsprozeß, dessen Konturen ich hier nicht weiter ausführen will, kommt es naturgemäß aber auch auf jene Sozialisationsphasen an, die vor dem Studium liegen, also auf Elternhaus und Schule¹⁶. Am effizientesten ist die Erziehung im Studium ohne Zweifel in der Regel dann, wenn der Lehrer dem Schüler durch gemeinsame Merkmale wie geographische und soziale Herkunft, Konfession etc. nahesteht oder gar durch familiäre Beziehungen vertraut ist. Das wiederum führt zum Aspekt der Einbindung des Nachfolgers in die Herkunftsgruppe: In seiner ganzen Lebenssituation in die Gruppe eingebunden ist ohne Zweifel der, der auch außerwissenschaftlich eng an die Gruppe geknüpft ist, vor allem durch Verwandtschaft und Freundschaft. Hat die Gruppe ihre Konzeption mit Hilfe der skizzierten Offensivstrategie durchgesetzt und institutionalisiert, treten an die Stelle der Offensiv- Defensivstrategien, um die Konkurrenten abzuhalten. Die soeben etablierte Gruppe benutzt also dieselben Mittel, die auch ihre nunmehr überwundenen Gegner einsetzten: 1. „Soziale und kommunikative Isolierung“ der Herausforderer einschließlich der „Weigerung positiver Sanktionierung im Sinne der Prüfung von Ergebnissen“, 2. „Verhinderung der Verbreitung der Innovation durch Fachzeitschriften“ und sonstiger Fachpublikationen, 3. „Verhinderung der Lehre und damit der Rekrutierung von Studenten“¹⁷. Sie zielt mit anderen Worten darauf ab, einerseits bereits die Veröffentlichung der konkurrierenden bzw. zumindest nichtkonformen Vorstellungen zu unterbinden, und andererseits die Schaffung einer entsprechenden Anhängerschaft zu verhindern.

Diese Erklärungshypothese, die mit ihren Fragen nach der Herkunft, Sozialisation und Selektion der Historiker, nach den persönlichen Beziehungen untereinander und zwischen akademischem Lehrer und Schüler nicht nur in diffizile Problembereiche, sondern auch in Tabuzonen der institutionalisierten Wissenschaft stößt, läßt es jedoch unmöglich erscheinen, alle skizzierten Probleme am jeweiligen Einzelfall in ihrer konkreten Erscheinungsform en detail nachzuprüfen. Und zwar schon aus praktischen Gründen, weil ausgedehnte archivalische Studien zu jedem der in Frage kommenden Inhaber historischer Lehrstühle an deutschen Universitäten und Hochschulen anzustellen für einen Einzelnen schon prinzipiell kaum möglich ist. Hinzu kommt, daß einerseits aufgrund rechtlicher Bestimmungen große hier relevante Quellenbestände dem Zugriff ganz entzogen sind, andererseits aber wichtige Tatbestände

16. S. dazu die Ausführungen in den einschlägigen Abschnitten bei Hurrelmann, Klaus, und Ulrich, Dieter (Hgg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*, Weinheim-Basel 1980.

17. Weingart, *Wissenschaftlicher Wandel*, S. 25.

z. B. der Besetzung von Lehrstühlen in archivalischen Quellen überhaupt keinen oder nur unzureichenden Niederschlag finden, zumal im Zeitalter des Telefons¹⁸. Es bleibt daher nur übrig, den Nachweis hauptsächlich indirekt, auf dem Wege von Indizienschlüssen zu führen und in der Übernahme sozialwissenschaftlich-empirischer Methoden primär vom Ergebnis des Sozialisations- und Institutionalierungsprozesses auszugehen anstatt von seinen jeweiligen konkreten Verlaufsformen. Konkret: es ist erstens ein Kriterienkatalog zu entwickeln, der einerseits die objektiven Merkmale der Herkunft, Ausbildung und des Karriereverlaufs fixiert und andererseits alle handhabbaren Indizien und Angaben festhält, die Rückschlüsse auf die persönlichen Beziehungen der Historiker erlauben, und es sind zweitens diese Ergebnisse mit demjenigen Befund zu vergleichen, der bei Zugrundelegung der Ausgangshypothese unter den entsprechenden Rahmenbedingungen logischerweise erwartet werden kann. Diese Operation kann naturgemäß nicht wie in den Sozialwissenschaften üblich anhand eines differenzierten Sortiments hochabstrakter, mathematisch exakter Methoden der Messung von Hypothesen durchgeführt werden, weil sich hier die einzelnen Merkmale und Faktoren nicht mit hinreichender Schärfe voneinander isolieren lassen. Der Vergleich der empirischen mit den erwarteten Daten ist also nicht mathematisch-formelhaft, sondern auf der Ebene der Plausibilität in der üblichen Sprache des Historikers und an den entscheidenden Stellen in möglichst enger Verknüpfung mit klassischen historischen Belegelementen zu realisieren. Obwohl der zwangsläufige Verzicht auf mathematische Signifikanz eine gewisse Einbuße an Argumentationsschärfe mit sich bringt, ist aber dennoch davon auszugehen, daß statistischer Indizienschluß und historisch-exemplarische Beweisführung zusammengenommen prinzipiell ausreichen, den Zusammenhang von theoretisch unterstellter Ursache und beobachteter Wirkung überzeugend zu belegen. Und zwar zumal dann, wenn nach der Analyse der Herkunft, Ausbildung und des Karriereverlaufs der deutschen Ordinarien für Geschichte (Abschnitt II) und ihres Zusammenhanges in Schulen und Gruppen, bezogen auf das wichtige Moment der ersten Berufung auf einen Lehrstuhl (Abschnitt III) in einem separaten Abschnitt (IV) zusätzlich Aspekte des Selbstverständnisses der Historiker ausgelotet werden, die das ihnen unterstellte bzw. nachgewiesene Verhalten fördern oder erst verursachen.

II

Bezüglich der Herkunft bestätigt die Auszählung der aus Dissertationsviten, Nachrufen, Biographien usw.¹⁹ gewonnenen Daten im wesentlichen den Eindruck, den frühere Beobachter bei der Betrachtung kleinerer Untersuchungseinheiten gewannen²⁰. Die 532 deutschen Lehrstuhlinhaber für Geschichte zwischen 1800 und 1970 stammen überwiegend aus Mittel- und Großstädten Preußens und innerhalb Preußens

18. Vgl. dazu schon Schramm, Percy Ernst, Über die schriftliche Fixierung zeitgenössischer Vorgänge. Wo liegen die Schwierigkeiten? in: Festgabe für Leonhard von Muralt, Zürich 1970, S. 24-33.

19. Bei lebenden Historikern wurde das biographische Material zum Teil per Umfrage gewonnen.

20. Vgl. die Angaben bei Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft, S. 29 u. ö.

Brandenburgs und der Rheinprovinz. Die Hochburg ist Berlin, insofern aus dieser Stadt allein fast 10% aller Ordinarien kommen. München stellt 18, Hamburg 16 und Leipzig 13 Gelehrte. Ihrer sozialen Herkunft nach sind die deutschen Ordinarien für Geschichte mehrheitlich der protestantischen Oberschicht der deutschen Gesellschaft zuzuordnen, wobei ihre zur Hälfte akademisch gebildeten Väter zumeist als höhere oder mittlere Beamte, Pfarrer, Lehrer und Professoren im öffentlichen Dienst tätig sind. Die in die höchsten Positionen der akademisch etablierten deutschen Geschichtswissenschaft eingerückten Historiker sind im Kern damit ohne Zweifel Vertreter des staatsorientierten protestantischen Bildungsbürgertums²¹, wenngleich der Anteil des Besitzbürgertums (Kaufleute etc.) mit rund 20% höher ist als erwartet. Eine Ausnahme sind lediglich die 121 (= 23% von 532) katholischen Ordinarien, die indes verstärkt erst gegen Ende des Untersuchungszeitraumes auftreten. Sie rekrutieren sich signifikant häufiger aus der Mittelschicht, kommen häufiger aus kleineren Orten und haben wesentlich öfter (71%) Männer ohne akademische Bildung zu Vätern.

Die studienqualifizierende Schulausbildung der Historiker vollzog sich wie kaum anders zu erwarten ganz überwiegend an Humanistischen Gymnasien vornehmlich protestantischer Prägung. Absolventen der Realzweige begegnen erst ganz zum Schluß der Erhebungszeit, und zwar gehäuft bei Wirtschafts- und Sozialhistorikern. Fast 50% der Historiker haben protestantische Gymnasien in Preußen besucht, 8 sind Zöglinge der protestantischen Eliteschule Schulpforta²², 9 des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin bzw. ab 1912 in Templin/Uckermark. Weitere Schwerpunkte der Ausbildung sind das Bremer Domgymnasium, das Askanische und Französische Gymnasium sowie das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, das Heidelberger Großherzogliche Gymnasium, die Nikolaischule und die Thomasschule in Leipzig sowie — auf der katholischen Seite — das Gymnasium Paulinum in Münster.

Im Studium setzt sich die Tendenz fort: Die überwiegend ein bis zwei Studienhochschulen sind zumeist protestantische Universitäten Preußens; in rund einem Drittel der Fälle ist dabei die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin genannt. Das Auslandsstudium ist stets relativ selten; zur Gegenwart hin verlagert sich dabei das Interesse zunehmend vom französischen Bereich in den anglo-amerikanischen. Bevorzugte Studienfächer sind neben Geschichte als Pflichtfach Klassische Philologie und Philosophie, also der klassische Fächerkanon des Bildungsbürgertums²³. Zum Ende des Untersuchungszeitraumes werden allerdings diese Beifächer von Germanistik und Geographie allmählich überrundet. Die systematischen Gesellschaftswissenschaften wie vor allem Soziologie und später Politikwissenschaft werden in der Zeit, in der sie im Studienangebot zur Verfügung stehen, kaum gewählt, wenngleich sich

21. Welche besonderen qualitativen Merkmale dieser Bevölkerungsgruppe zugeschrieben werden können, ist derzeit freilich noch offen, vgl. Vom Bruch, Rüdiger, Forschungen und Arbeiten zur politischen und Sozialgeschichte des deutschen Bildungsbürgertums im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung der Hochschullehrerschaft, in: Jahrbuch der Historischen Forschung 1982, München 1983, S. 36–41.

22. Nämlich Leopold von Ranke, Hartwig Floto, Curt Wachsmuth, Eugen Bormann, Karl Lamprecht, Erich Ziebarth, Martin Lintzel und Hugo Preller.

23. Vgl. dazu die einschlägigen Abschnitte bei Vondung, Klaus (Hg.), Das Wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen 1976.

am Ende ein gewisser Trend in diese Richtung abzuzeichnen beginnt. Was die Rechtswissenschaften und die Evangelische Theologie betrifft, so haben immerhin rund 15% bzw. rund 9% aller Ordinarien im Laufe ihrer Universitätsausbildung mit einem dieser beiden Fächer in dieser oder jener Form engeren Kontakt unterhalten. Das meist mit der Promotion oder mit der Promotion in Verbindung mit dem Lehramtsexamen im Alter von erst 22 und später bis etwa 28 Jahren abgeschlossene Studium dauert durchschnittlich vier bis fünf Jahre. Die Homogenität in diesem Ausbildungs- und Studienverhalten lockert sich zwar zur Gegenwart hin, sie wird aber nicht aufgelöst.

Nach dem Examen rücken die meisten späteren Ordinarien in Mitarbeiter- bzw. Assistentenstellen ein, zum Teil vor oder nach einer vorübergehenden Tätigkeit im Lehramt. Die Entwicklung tendiert zu einer immer stärkeren Konzentration auf den Universitätsbereich bei gleichzeitig stetiger Ausdehnung der Dauer dieser ersten Laufbahnphase. Knapp über 90% der Untersuchungspersonen sind habilitiert, wobei die *venia legendi*, die sich zumeist auf eines der klassischen Teilfächer der Historie erstreckt, überwiegend an einer größeren Universität erworben wird. Auch in diesem Zusammenhang erweist sich die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität als ein besonderer Schwerpunkt. Die meisten habilitierten späteren Ordinarien werden noch zu außerplanmäßigen Professoren ernannt und brauchen rund fünf bis neun Jahre, bevor sie einen ordentlichen Lehrstuhl erlangen. Ihre nichthabilitierten Kollegen, die je länger desto mehr nicht mehr unmittelbar von außen, sondern aus dem Bereich der Universität selbst berufen werden, d. h. sich zunächst als Mitarbeiter, außerordentliche Professoren etc. bewähren müssen, benötigen im Durchschnitt länger bis zum Ordinariat. Ihnen gelingt der Aufstieg zum Lehrstuhlinhaber überdies vornehmlich nur an kleineren Universitäten und dann, wenn sie als ehemalige Archivare ein mediävistisches Ordinariat anzielen. Die erste Berufung ist bei der habilitierten Mehrheit zumeist eine Berufung im eigentlichen Sinn und erfolgt zuerst überwiegend im Alter von 33–38, später von 40–43 Jahren. Während die meisten Ordinarien ihren einmal gewonnenen Lehrstuhl beibehalten und damit vergleichsweise immobil sind, wechselt eine starke Minderheit ihn wenigstens einmal, wobei die Staatsgrenzen allerdings nur selten überschritten werden und das Ziel des Wechsels regelmäßig eine vergleichsweise bedeutendere Universität ist. Insbesondere durch die Einföhrung der Regelemeritierung verkürzt sich die durchschnittliche Dauer der im übrigen höchst unterschiedlich langen Amtszeit der Lehrstuhlinhaber auf ungefähr 22 Jahre.

Die chronologische Struktur der Laufbahn der hier untersuchten Teilgruppe der deutschen Geisteswissenschaftler entspricht damit wie bereits auch das Promotionsalter in der Tendenz genau derjenigen der Gesamtgruppe, wie sie von Christian von Ferber dargestellt worden ist²⁴. Bei der Gesamtgruppe liegen die Werte indessen häufig etwas höher, d. h. die verschiedenen Karrierephasen dauern etwas länger und die Gelehrten sind relativ älter.

Die Ergebnisse zur sozialen Herkunft, zur Schulausbildung und zum Verlauf der Karriere stehen damit — soweit feststellbar, weiteres systematisches Vergleichsmaterial fehlt — im wesentlichen im Einklang mit der Gesamtentwicklung bei den deutschen Hochschullehrern der Geisteswissenschaften. Es gilt also in diesem Rah-

24. Die Entwicklung des Lehrkörpers der deutschen Universitäten und Hochschulen 1864–1954, Göttingen 1956 (= Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer Bd. III).

men generell, was auf höherer Abstraktionsebene als Hauptergebnis dieser Teilanalyse festzuhalten ist: daß sich nämlich erstens Herkunft, Schulausbildung und Studienrichtung seit mindestens der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Grunde kaum verändert haben²⁵, d. h. durch relativ große Einheitlichkeit gekennzeichnet sind, und daß zweitens das Studium und die gesamten Karrierephasen vor der Berufung sich einerseits zeitlich erheblich ausweiten und andererseits sowohl die Ausbildung als auch die Laufbahn sich immer stärker auf den Universitätsbereich selbst konzentrieren. Die Entwicklung zeigt dementsprechend vor dem Hintergrund der durch das Hochschulsystem gesetzten Rahmenbedingungen alle Züge einer wachsenden Professionalisierung auf einer grundsätzlich gleichbleibenden Basis²⁶. Die höhere Bildungsqualifikation als Voraussetzung zum Eintritt in den Beruf wird fast stets durch das Humanistische Gymnasium erworben. Der soziale und mentale Zusammenhang der Profession bzw. der „Zunft“ fußt auf einer bei der Elite gemeinsamen Herkunft aus dem oberen Stratum des in Staatsstellungen arbeitenden Bildungsbürgertums, der gemeinsamen protestantischen Konfession und häufig genug preußischer Landsmannschaft. Studium und Laufbahn weisen auch jenseits der juristisch festgelegten Normen starke Vereinheitlichungstendenzen auf, die erst an ganz wenigen Stellen schwache Anzeichen einer allmählichen Aufweichung zeigen. Das aber sind alles Bedingungen, die nicht ohne Folgen für das von den Historikern produzierte Wissen bleiben können.

III

In bezug auf die Verteilung der erfaßten Ordinarien für Geschichte auf die verschiedenen Schulen und Traditionsrichtungen — wobei als Traditionsrichtung diejenige Aufeinanderfolge von Schulen definiert ist, die auf einen gemeinsamen Gründervater zurückgeht — ergibt sich zunächst der statistische Befund, daß die Traditionsrichtung Rankes die größte Zahl an Vertretern aufzuweisen hat²⁷. Mit dem Gründervater selbst zählt sie insgesamt 306 Lehrstuhlinhaber, das sind 57% der Gesamtzahl der Ordinarien im vorliegend behandelten Untersuchungsbereich. Die direkt auf Ranke zurückgehende Richtung stellt dabei die Mehrheit mit insgesamt 235 Ordinarien. Hinzu kommen weitere kleinere Richtungen, nämlich die Teilrichtung von Erich Marcks, Paul Scheffer-Boichorst und Michael Tangl. Die zweitstärkste Traditionsrichtung ist

25. Schumann, Hans-Gerd, Führungsschicht und Führungsgruppen heute: Anmerkungen zur (sic!) Methodologie-Problemen der deutschen Elitologie, in: Hofmann, Hanns Hubert und Franz, Günter (Hgg.), Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz, Boppard am Rhein 1980, S. 216 ff.

26. Siehe dazu Rüschemeyer, Dietrich, Professionalisierung. Theoretische Probleme für die vergleichende Geschichtsforschung, in: Geschichte und Gesellschaft 6 (1980), S. 311-325.

27. Die Zuordnung der einzelnen Historiker zu den verschiedenen Schulen und Traditionsrichtungen erfolgte zunächst über die Feststellung von Doktor- und ggfs. Habilitationsvater und in einem zweiten Schritt über die Berücksichtigung der Zuordnungen, die in der historiographiegeschichtlichen Literatur vorgenommen werden, also beispielsweise bei Srbik, Heinrich Ritter von, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart, 2 Bde., München-Salzburg 1951-1964.

die von Theodor Mommsen begründete althistorische Teilfachtradition, in der rund 11% aller Ordinarien stehen. Dieser hohe Gesamtanteil weist schon darauf hin, daß im Teilbereich Alte Geschichte die Richtung Mommsens geradezu eine monopolartige Stellung besitzt. Und tatsächlich können sich in diesem Fall neben solchen Gelehrten, die als von den übrigen Altertumswissenschaften kommende hin und wieder Lehrstühle für Alte Geschichte erhalten, nur noch einige Anhänger der Tradition Alfred von Gutschmids und Ernst Curtius' bzw. Curt Wachsmuths halten, abgesehen von den wenigen Vertretern der Richtung Rankes und Droysens, die ebenfalls Alte Geschichte betreiben²⁸. Insgesamt kommt im übrigen die Tradition Droysens auf rund 9% aller Ordinarien für Geschichte an den deutschen Universitäten, so daß die drei Hauptrichtungen zusammen 77% stellen.

Historisch kommt dieser hohe Gesamtanteil dadurch zustande, daß ab spätestens der Dekade von 1860–1870 die zuvor erst noch dominierenden Gelehrten insbesondere Göttinger Provenienz bald nur noch sehr wenige Anhänger auf historische Ordinariate bringen können. In den ersten beiden Dekaden (1800–1820) stellen sie zwar noch weit über 50% aller Neuberufenen, schon unmittelbar darauf schieben sich aber Einzelpersonen und kleinere Gruppierungen unterschiedlicher Prägung nach vorne, die dann ihrerseits von den Anhängern Rankes und Droysens verdrängt werden. Die Traditionsrichtung Rankes ist dabei mit nur wenigen Ausnahmen sowohl im Gesamtbereich des Faches als auch im speziellen Bereich der Mittleren Geschichte, die je länger desto mehr ihre eigentliche Domäne wird, und der Neueren Geschichte, wo insbesondere die Nachfolger Droysens mit ihr konkurrieren, die beherrschende (d. h. über 50% der jeweils neu berufenen Ordinarien stellende) bzw. bestimmende (relativ größter Einzelanteil) Gruppierung.

Mit dem Eintritt Leopold von Rankes in die akademische Tätigkeit wird also der Grundstein zu der geschichtswissenschaftlichen Traditionsrichtung gelegt, die in der Folge das wissenschaftliche Profil des Faches entscheidend bestimmt — Grund genug, Bedingungen und Umstände dieses Vorganges einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Die Geschichtswissenschaft der Aufklärung ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem sie bereits „die historische Quellenkritik systematisch gefördert“ hat, „von den besonders für die Rechtswissenschaft wichtigen diffizilen Echtheitsbeweisen bei Urkunden übergegangen zu konstruktiven kritischen Versuchen an erzählenden Quellen“, und zwar „nicht zuletzt nach dem Vorbild der Bibelkritik, die sich nicht leisten konnte, bei destruktiven Ergebnissen stehenzubleiben“²⁹. Zur kritischen Geschichtsschreibung, d. h. einer Verbindung von kritischer Quellenforschung und erzählender Darstellung, ist sie aber noch nicht durchgestoßen. Genau diese schwebt jedoch vielen Historikern der Zeit als Ziel vor, zumal die epochemachenden Ereignis-

28. In der Traditionsrichtung Rankes war der einzige voll auf die Alte Geschichte spezialisierte Historiker der Giesebrecht-Schüler Robert Pöhlmann, die althistorische Tradition Droysens wurde insbesondere von Carl W. Nitzsch und dann vor allem von Heinrich Nissen fortgeführt.

29. Schulin, Ernst, Rankes Erstlingswerk oder der Beginn der kritischen Geschichtsschreibung über die Neuzeit, in: ders., Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch, Göttingen 1979, S. 44–64, hier S. 45. Hiernach auch das Folgende.

nisse der Freiheitskriege das Bedürfnis nach originaler, lebendiger Information über die Geschichte Deutschlands erheblich verstärkt haben.

In dieser Situation gelingt es dem bis dahin ganz unbekanntem Gymnasiallehrer aus Frankfurt an der Oder, Leopold von Ranke, als erster ein Geschichtswerk fertigzustellen, das Quellenforschung und lebendige Darstellung in bislang unerreichter Weise integriert. Rankes Vorbild und Anreger ist der in der Tradition der Aufklärung stehende Leipziger Historiker Gustav Adolf Stenzel, der selbst die kritische Geschichtsschreibung über das Mittelalter begründet, aber mit seiner Darstellung erst wenig später als Ranke fertig wird³⁰. Obwohl die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ — um dieses Werk Rankes handelt es sich — auch in der darstellerischen Qualität für die Zeitgenossen viel zu wünschen übrig lassen und daher diesbezüglich nur von „geringe(r) Wirkung“³¹ sind, finden sie doch ein gewisses Echo. Dem Autor gelingt es nämlich, durch Anwendung der schon bekannten quellenkritischen Methoden unter anderem die Glaubwürdigkeit desjenigen frühneuzeitlichen Geschichtsschreibers zu erschüttern, der bislang als *die* Autorität für die Geschichte Italiens und der europäischen Italienpolitik angesehen wird: Francesco Guicciardini (1483–1540)³². Wesentlicher als der im Ganzen durchaus bescheidene wissenschaftliche Zugewinn, den dieses Buch bringt, ist für die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Deutschland aber die Tatsache, daß es Ranke in höchst effizienter Weise versteht, seine Darstellung und damit sich ins rechte Licht zu rücken. Was sein Ziel ist, spricht er selbst in aller Eindeutigkeit aus: „Meine einzige Absicht für dies Leben ist, meine wissenschaftliche Idee durchzusetzen“³³. So begnügt er sich in voller Absicht bei seinem Erstlingswerk nicht mit einer historischen Darstellung, sondern fügt einen kritischen Anhang bei, um „Freunde unter den Gelehrten zu erwerben“³⁴. Parallel dazu pflegt er seine Beziehung zu Friedrich von Raumer, der als einflußreicher ehemaliger Ministerialbeamter 1819 einen Lehrstuhl an der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität übernommen hat und mit Ranke schon seit längerem familiären Kontakt unterhält. Kurz vor Veröffentlichung des Buches besucht Leopold von Ranke Raumer in Berlin, ein entsprechendes Gutachten Raumers über Rankes Werk reicht wenig später völlig aus, Ranke als für die Übernahme einer Professur möglicherweise ebenfalls in Berlin als wissenschaftlich geeignet erscheinen zu lassen³⁵. Der ehrgeizige Oberschullehrer unternimmt aber noch mehr, um sein Ziel einer Universitätsprofessur zu erreichen. Ohne dieses Ziel anzusprechen, übersendet er sein Buch an die beiden wichtigsten Amtsinhaber im preußischen Unterrichtsministerium und versucht in Begleitschreiben, diese Herren für sich einzunehmen. Seine Absicht gelingt nicht zuletzt deswegen, weil er in der in seinem Werk zum Ausdruck kommenden politischen Tendenz genau den Auffassungen der beiden Beamten entspricht³⁶. Außerdem läßt Ranke den beiden einflußreichsten Hi-

30. Schulin, ebd.

31. Ebd. S. 50.

32. Ebd. S. 49.

33. Leopold von Ranke an Heinrich Ranke vom 26. 11. 1835, in: L. von Ranke. Das Briefwerk. Eingeleitet und herausgegeben von W. P. Fuchs, Hamburg 1949, S. 272.

34. L. von Ranke an H. Ranke vom 17. 4. 1824, ebd. S. 60.

35. Berg, Gunter, Leopold von Ranke als akademischer Lehrer, Göttingen 1968, S. 22.

36. Schulin, Rankes Erstlingswerk, S. 47.

strikern seiner Zeit, nämlich A. H. L. Heeren und B. G. Niebuhr, Exemplare seiner Arbeit zukommen, um sich deren Unterstützung zu versichern. Niebuhr bezeichnet er bei dieser Gelegenheit als „cardinalis patronus“ aller Historiker, dessen Römische Geschichte er immer wieder mit Gewinn gelesen habe und dem gegenüber er „Dankbarkeit nicht allein zu fühlen, sondern, wo möglich, zu bezeigen“ entschlossen sei³⁷. Ranke nähert sich Niebuhr damit als Klient, der von seinem Patron eine bestimmte Leistung erbittet, die in dessen Kompetenz fällt, und im Gegenzug künftige Dankesleistungen anbietet.

Das Ergebnis dieser geschickten Strategien ist bekannt. Ranke erhält eine außerordentliche Professur für Geschichte in Berlin, wengleich zunächst nur als Lückenbüßer und mit der Maßgabe, mit einer eventuellen Versetzung z. B. nach Halle schon vorab einverstanden zu sein³⁸. Er nutzt jedoch in der Folgezeit die ihm gebotenen Chancen, worin durchaus ein wesentlicher Teil seiner Meisterschaft zu sehen ist. Die ihm dank seiner Persönlichkeit und seiner wissenschaftlichen wie politischen Verdienste von der preußischen Regierung gewährten günstigen Lebens- und Arbeitsumstände ermöglichen ihm eine immense wissenschaftliche Produktion, die Festigung seiner akademischen Position, die effiziente Bildung einer eigenen Schule und die gezielte Unterbringung seiner Schüler auf entsprechende Positionen der nicht zuletzt unter seinem Einfluß und durch seinen Erfolg bei maßgebenden politischen Kreisen expandierenden Geschichtswissenschaft. Es gelingt ihm mit anderen Worten tatsächlich, seine wissenschaftliche Idee durchzusetzen, d. h. seine Auffassungen zu den Standards des Faches zu machen und seine Schüler als die unter diesen Standards geeignetsten Kandidaten in die entscheidenden Machtpositionen zu bringen.

Die Berufung des vielleicht wichtigsten Schülers Rankes Georg Waitz 1842 nach Kiel geht zwar nicht auf eine Initiative Rankes, sondern auf Waitz' ursprüngliche Kieler Lehrer zurück³⁹. Ranke hat aber zwei Jahre später durch sein Votum den Wechsel von Waitz' nach Göttingen vorbereitet, wo Waitz bekanntermaßen seine größte Wirkung entfalten konnte. Ähnliches gilt für die erste Station der Karriere Heinrich von Sybels und des erst später zu Ranke gestoßenen Carl von Hegel⁴⁰. Bei nahezu allen anderen Rankeschülern hat aber speziell der Einsatz des Meisters von Anfang an entscheidend bewirkt, daß das hohe Ziel eines ordentlichen Lehrstuhles erreicht wurde⁴¹. Dadurch war bereits in der ersten Schülergeneration die Konzep-

37. L. von Ranke an B. G. Niebuhr, in: Ranke, Briefwerk, S. 71.

38. Berg, Ranke, S. 23.

39. Waitz, Georg, Selbstbiographie, in: ders., Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis auf Maximilian, Berlin 1864, S. XV; Jordan, Karl, G. Waitz als Professor in Kiel, in: Festschrift für Percy Ernst Schramm, Göttingen 1964, S. 90–94.

40. Zum Vorschlag Rankes für Göttingen siehe Von Selle, Goetz, Die Georg-August-Universität zu Göttingen. Wesen und Geschichte, Göttingen et al. 1964, S. 295, zu Sybel die Angaben bei Dotterweich, Volker, H. von Sybel. Geschichtswissenschaft in politischer Absicht (1871–1861), Göttingen 1978 (= Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Heft 16), S. 51 ff. u. ö., sowie zu Hegel dessen Leben und Erinnerungen, Leipzig 1900, S. 170 ff. und Dickerhof-Fröhlich, Hedwig, Das historische Studium an der Universität München im 19. Jahrhundert. Vom Bildungsfach zum Berufsstudium, München 1979, S. 81 u. ö.

41. Vgl. dazu die Angaben bei Dickerhof-Fröhlich zu München, wonach Ranke nach und nach fast alle seine Schüler für die dortigen Lehrstühle in Vorschlag brachte.

tion institutionell hinreichend abgesichert, zumal Ranke außer in Preußen über seinen prominenten Anhänger Maximilian II. auch in Bayern und dort speziell in München entscheidenden Einfluß ausüben konnte. Die weitere Durchsetzung und endgültige Perpetuierung des Konzepts läuft nun nach Plan ab. Georg Waitz, der Fortsetzer Rankes insbesondere in dessen subjektiv unpolitischen, quietistisch-positivistischen Auffassungen, kann mit Hilfe der ursprünglich unabhängig entstandenen Monumenta Germaniae Historica als institutionellem Hilfsmittel insbesondere die Mediävistik fast völlig unter seine Kontrolle bringen. Von Heinrich von Sybel, dem Vertreter der bewußt politischen Strömung des Historismus, geht einerseits über die Historische Kommission in München und andererseits insbesondere über die Historische Zeitschrift starker Einfluß aus, der sich keineswegs auf die Neuere Geschichte beschränkt⁴². Bei der Besetzung der Professuren handeln die Vertreter der neuen Traditionsrichtung die Personalentscheidungen zunehmend ausschließlich unter sich aus, ungestört von ernstzunehmenden Rivalen. In der Kandidatenauswahl haben zwar diejenigen Aspiranten einen erheblichen Startvorteil, die unabhängig von ihrer Schulzugehörigkeit über einschlägige familiäre, verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen verfügen. Wie das Beispiel Carl von Noordens zeigt, sind es aber dennoch überwiegend die akademischen Lehrer bzw. sonstige Angehörige derselben wissenschaftlichen Gruppierung, die schließlich den Ausschlag geben. Die ausführliche und ohne verklärende Tendenz verfaßte ungedruckte Dissertation Leo Philippsborns, aus der die folgenden Nachrichten fließen, ist im übrigen ein gutes Beispiel dafür, daß die Hintergründe von Berufungen nur dann wenigstens annähernd rekonstruiert werden können, wenn entsprechende Privatbriefe vorliegen und ungekürzt zugänglich sind⁴³.

Durch Heirat mit Leopold von Ranke in verwandtschaftliche Beziehung getreten⁴⁴ und durch seine Mutter mit der Gelehrtenfamilie Nasse verwandt⁴⁵, hatte Carl von Noorden zunächst in Bonn und Marburg vor allem Philologie, insbesondere Sanscrit (bei Martin Haug und J. G. Gildemeister) und daneben alte Geschichte (bei Joseph Rubino und J. W. Leobell) studiert⁴⁶. Nach der Promotion trieb er musikwissenschaftliche, philologische und schließlich historische Studien u. a. in Berlin, wo ihm sein Onkel Ernst Konstantin Ranke und Erwin Nasse Zugang zu Leopold von Ranke verschafften⁴⁷. In Bonn schließlich aber fand er in Sybel „den entscheidenden Förderer seiner geschichtswissenschaftlichen Neigungen und Fähigkeiten“.⁴⁸ 1863 unter Sybel habilitiert, versuchte ihm dieser bereits 1865 die Professur für Geschichte und Literatur in Karlsruhe zu verschaffen, was aber mißlang⁴⁹. 1867/68 gelang es auch nicht, mit Hilfe Reinhold Paulis auf das neue Extraordinariat in Gießen zu kommen, das dann mit Sigurd Abel besetzt wurde⁵⁰. Die Chancen für Kiel standen

42. Ein bedeutender Mediävist aus der Schule Sybels war beispielsweise Julius Weizsäcker.

43. Philippsborn, L., Carl von Noorden, Diss. phil. Göttingen 1963.

44. Rankes jüngster Bruder hatte eine Noorden geheiratet — Philippsborn, S. 2.

45. Ebd. S. 1.

46. Ebd. S. 33 u. ö.

47. Ebd. S. 27.

48. Ebd. S. 35.

49. Ebd. S. 131.

50. Ebd.

ebenfalls schlecht, da dort Rudolf Usinger vorgezogen wurde⁵¹. Immerhin setzte sich Usinger nach seinem Weggang aus Greifswald für Noorden als Nachfolger ein. Auch dort gelang der Sprung auf das Ordinariat jedoch erst, nachdem Ranke, der von Noorden alarmiert worden war, eingegriffen hatte und eine weitere persönliche Beziehung zum Tragen gekommen war: Der Pfarrer, der Noorden getraut hatte und seither mit ihm befreundet war, hatte wiederum seinen Freund, den Hofprediger und Vortragenden Rat im Kultusministerium, entsprechend bestürmt⁵². So ging Noorden also als Oktroyierter nach Greifswald, denn eine zweite Möglichkeit, die sich in der nämlichen Zeit abzeichnete, hatte sich ebenfalls zerschlagen. Reinhold Pauli hatte sich, von seinem Freund Erwin Nasse, mit dem Noorden wie o. a. verwandtschaftlich verbunden war, angeregt, für Noorden verwandt. Das Spiel wurde ihm jedoch durch seinen Onkel, den Gießener Physiologen Hermann Nasse, verdorben: „Daß ich nicht nach Gießen gekommen, daran ist lediglich das Ungeschick meines Onkels schuld, der seine Patronage so pedantisch gespielt hatte, daß man mich als Imbecill beurteilt. Schönen Dank für die Verwandtschaft!“⁵³ Aber nun war der Bann gebrochen. 1870 kommt Noorden durch den Einsatz wiederum Reinhold Paulis, den er auch durch seine Beziehungen zu Josias von Bunsen schon lange persönlich kannte, primo et unico loco berufen als dessen Nachfolger nach Marburg — gegen den Willen des Rankeschülers E. A. Herrmann, der im Gegensatz zu Sybel stand und einen Schüler des ihm verbundenen Waitz haben wollte, und gegen die erneuten Versuche Johann Gustav Droysens, dessen Sohn unterzubringen⁵⁴. 1876 nahm Noorden einen Ruf nach Tübingen an, als dort der ursprünglich favorisierte Max Duncker abgelehnt hatte und der dann Erstplazierte Max Büdinger von der Regierung abgelehnt, der Zweitplazierte Arnold Schäfer aber von der Regierung ignoriert worden war⁵⁵. Noch im selben Jahr wird er aber auf seines Lehrers Wunsch dessen Nachfolger in Bonn⁵⁶, und schließlich, als sich die Tätigkeit dort als höchst unbefriedigend herausstellt, 1877 Nachfolger Wuttkes in Leipzig — nicht ohne Zutun seiner dortigen Freunde Georg Ebers, Anton Springer und Bernhard Windscheid sowie seines Lehrers Sybel⁵⁷.

Es versteht sich nach dem zu Anfang des Beitrages Gesagten, daß nur bei einem geringen Teil der Untersuchungspersonen derartig genaue Informationen der Literatur zur Verfügung stehen. Glücklicherweise finden sich jedoch in vielen Universitätsgeschichten einschlägige Nachrichten wenigstens zur Verteilung der Listenplätze bei Lehrstuhlbesetzungen oder darüber, aufgrund welcher Gutachten die zuständige Fakultät entschied. Als Beispiel sei der Artikel von Helga Schultz, Gerhard Heitz und Karl-Friedrich Olechnowitz zur Entwicklung geschichtswissenschaftlicher Studien an der Universität Rostock seit dem Ende des 18. Jahrhunderts⁵⁸ sowie Helga

51. Ebd. S. 132–133.

52. Ebd. im Anmerkungsteil S. 16, Anm. 278.

53. Ebd. S. 172 und Anm. 391.

54. Ebd. S. 172–174.

55. Seewald, Heinz, Die Vertretung der Geschichtswissenschaft an der Universität Tübingen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Diss. phil. Tübingen 1950, S. 109 ff.

56. Philippsborn, Noorden, S. 253 ff.

57. Ebd. S. 270 ff.

58. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, 19 (1970), S. 355–375.

Oesterreichs Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft und des Geschichtstudiums in Münster im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert in der Münsteraner Festschrift von 1980⁵⁹ genannt. Mit diesen Daten allein ist freilich noch nicht alles gewonnen, weil in den allermeisten Fällen keine Informationen über die persönlichen Beziehungen der Akteure untereinander oder zu einflußreichen Dritten mitgeliefert werden. So ist die Bestellung von Willy Andreas 1916 zum Nachfolger von Arnold Oskar Meyer in Rostock aufgrund von Gutachten Friedrich Meineckes und Georg von Belows nicht zu verstehen ohne entsprechende Berücksichtigung der Tatsache, daß Andreas wie Meyer Schüler von Erich Marcks waren, was in dem genannten Artikel nur beiläufig erwähnt wird, und ohne Kenntnis der engen Beziehungen, die Marcks mit Meinecke und Meinecke mit Below verbanden⁶⁰. Desgleichen die formal durch Oktroyierung durchgesetzte Berufung Heinrich Finkes zum Nachfolger Georg von Belows in Münster. Hier geht, obwohl entsprechende Literatur vorliegt, aus dem erwähnten Beitrag nicht hervor, daß Below und Finke seit dem Amtsantritt Belows in Münster enge Freunde geworden waren⁶¹. So eng, daß, nachdem Finke 1898 von Münster nach Freiburg gewechselt war, auch Below 1905 nach Freiburg kam. In beiden Fällen fehlt die direkte Quellen- oder Literaturnachricht, daß der eine die Ernennung des anderen bewirkte. Dennoch ist meines Erachtens dieser Schluß nicht zu bestreiten, jedenfalls so wenig oder so viel wie beispielsweise entsprechende Schlüsse zu bestreiten sind, die Mediävisten bei ähnlich unzureichender Quellenlage ziehen. Diese Indizienschlüsse sind jedoch glücklicherweise durchaus noch zu untermauern. Zum einen ergeben sich dank entsprechender Widmungen, gemeinsamer Herausgabe von Büchern, gemeinsamer Mitgliedschaft in Verbindungen, Parteien u.ä. weitere Hinweise, die, je mehr sie sich häufen, nicht länger zu ignorieren sind⁶². Zum anderen ist auch der Vergleich zwischen den Fällen, in denen direkte Nachrichten vorliegen, und denjenigen, bei denen nur auf Indizien zurückgegriffen werden kann, nicht ohne Bedeutung. Sind die Fälle ähnlich gelagert, nimmt die Wahrscheinlichkeit erheblich zu, daß die nur bei einer Minderzahl direkt nachweisbare Intervention von Lehrern, Kollegen aus derselben wissenschaftlichen Schule, Freunden etc. in dieser oder jener Form auch den übrigen Entscheidungen zugrundeliegt. Da gleichzeitig aber auch die übrigen konkreten Umstände eines Berufungsvorgangs berücksichtigt werden müssen, ist es unvermeidlich, daß die Rekonstruktion von Zusammenhängen sich besonders bei einzelnen Berufungsfällen im letzten Viertel des Untersuchungszeitraumes nur im Bereich relativer Plausibilität bewegen kann — einer Plausibilität freilich, die bei Berücksichtigung des Gesamtrahmens an Überzeugungskraft gewinnt.

59. Oesterreich, H., *Geschichtswissenschaft ...*, in: Dollinger, Heinz (Hg.), *Die Universität Münster, 1780–1980*, Teil 2, Münster 1980, S. 347–375.

60. Zu Andreas und Meyer siehe Schultz, Rostock, S. 366–369, zur Verbindung Meinecke-Below beispielsweise die Angaben bei Meinecke, Friedrich, *Autobiographische Schriften*. Herausgegeben und eingeleitet von Eberhard Kessel, Stuttgart 1969 (= Werke Bd. VIII), und ders., *Ausgewählter Briefwechsel*, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Dehio und Peter Classen, Stuttgart 1962 (= Werke Bd. VI).

61. Vgl. dazu die aufschlußreichen Angaben bei Von Below, Minnie, *Georg von Below. Ein Lebensbild für seine Freunde*, Stuttgart 1930, S. 58, 95 u. ö.

62. Below beispielsweise hat seinem Freund Finke sein Werk „*Deutsche Städte*“ (1920) gewidmet.

Als Beispiele seien die Rekonstruktionen der Laufbahnen bzw. ersten Berufungen der Kötzschkeschüler Herbert Helbig⁶³ und Heinz Quirin⁶⁴ erwähnt. Herbert Helbig, der in Leipzig und in Freiburg i. B. studiert hatte und seinen älteren Kollegen aus der Kötzschkeschule Walter Schlesinger bereits als Dozenten hörte, wurde 1939 promoviert. 1936 war er Assistent in Kötzschkes Institut geworden, danach trat er in die Dienste der damaligen Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte, die unter der Leitung von Kötzschkes unmittelbarem Nachfolger, dem aus politischen Gründen aus Österreich in das Reich gekommenen Innsbrucker Historiker und „Volksforscher“ Adolf Helbok, stand. 1949 habilitierte sich Helbig in Leipzig, 1951 habilitierte er sich an die Freie Universität in Berlin um. 1958 wurde ihm dort ein planmäßiges Extraordinariat übertragen — zu der Zeit, als sein Leipziger Kollege und Freund Schlesinger ein Ordinariat an der Freien Universität bekleidete. 1962, nachdem Schlesinger 1960 nach Frankfurt abgewandert war, wurde Helbig Ordinarius. Es ist zu vermuten, daß Schlesinger Helbig zu seinem Nachfolger nominierte und die entsprechenden Verhandlungen zu dieser Lösung führten. 1964 nominierte Schlesinger in Frankfurt Helbig nämlich (erneut?) zu seinem Nachfolger, welchen Ruf Helbig aber diesmal ablehnte⁶⁵. Ähnliches gilt für Heinz Quirin, den Dritten im Bunde. Dieser war infolge der Kriegsumstände erst 1947 von dem ehemaligen Leipziger H. Heimpel promoviert worden, habilitierte sich aber bei Helbig in Berlin und wurde nur wenige Jahre nach dessen Ernennung an dessen Seite zum Ordinarius befördert. Stellt man in Rechnung, daß Schlesingers Lehrstuhl in Frankfurt nach der Ablehnung Helbigs erst 1965 wiederbesetzt wurde, so ist denkbar, daß nach Helbig Quirin den Ruf erhielt, ebenfalls ablehnte und daraufhin Berliner Ordinarius wurde⁶⁶. Auf jeden Fall ist es sehr viel wahrscheinlicher, bei einem Zusammentreffen zweier oder mehrerer Angehöriger einer Schule an einem Ort, an dem eine dieser Personen schon von Amts wegen Einfluß auf das Fortkommen des oder der anderen ausübt, auch eine entsprechende Förderung anzunehmen, als Neutralität oder Widerstand dagegen zu unterstellen. Dies jedoch keinesfalls unabhängig vom wissenschaftlichen Zusammenhang oder von der wissenschaftlichen Leistung, also rein aus persönlichen und insofern fragwürdigen Gründen. Darüber sollte man sich nicht täuschen: Die Verrechtlichung der Laufbahnen und der Berufungsvorgänge einerseits und der Ethos der Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts andererseits haben die Zahl derartiger offener Korruptionsfälle längst gegen Null reduziert, wengleich beispielsweise der Einfluß der Parteipatronage sich möglicherweise inzwischen erhöht hat. Kenn-

63. Siehe zu ihm den Lebenslauf der Dissertation: Untersuchungen über die Kirchenpatrozinien in Sachsen auf siedlungsgeschichtlicher Grundlage, Diss. phil. Leipzig 1939, den Artikel in: *Handbuch der Freien Universität Berlin*, Berlin 1961, S. 75 f., sowie die Angaben in Kürschners *Deutschen Gelehrtenkalender* 1976 u. ö.

64. Siehe zu ihm den Lebenslauf der Dissertation: *Herrschaft und Nachbarschaft nach mitteldeutscher bäuerlicher Ordnung*, Diss. phil. Göttingen 1947, sowie die Artikel in Kürschners *Deutschen Gelehrtenkalender* 1976 u. ö. und *Wer ist Wer* 1976/77 u. ö.

65. Zum Ruf nach Frankfurt siehe *Das Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin 1960–1970*, Berlin S. 13. Quirin und Helbig sind Mitautoren an der *Schlesinger-Festschrift* von 1973, deren Initiatoren sie überdies waren, Quirin beteiligte sich an der *Helbig-Festschrift* von 1976.

66. Die Ernennung zum Ordinarius am Ort nach Ablehnung eines Rufes nach auswärts ist durchaus üblich.

zeichnend ist vielmehr, daß die Förderung genau aufgrund der Leistung des Kandidaten erfolgt, diese Leistung jedoch bewußt oder unbewußt letztlich nach Kriterien gemessen wird, die an den Schulzusammenhang gebunden sind. Der jeweilige eigene Schüler oder Kollege aus derselben Schule ist daher objektiv der am besten geeignete Kandidat, hat sich aufgrund seiner überzeugenden Leistungen zu Recht seinen neuen Platz verdient. Nur so ist jedenfalls zu erklären, daß in der langen Dauer die Strukturen der drei wesentlichen Traditionsrichtungen bekräftigt werden und gleichzeitig das wissenschaftliche Niveau der Geschichtswissenschaft erhalten bleibt, obwohl langfristige Planungen, planmäßiges Verhalten in den Personalentscheidungen und bedingungslose Loyalität im Interesse der Schule bei Konfliktfällen weniger häufig direkt nachzuweisen sind als zu erwarten, vielmehr sich viele Entscheidungen zunehmend aus Augenblicksumständen und im Zusammenspiel von adhoc-Koalitionen ergeben.

Faßt man die unterschiedlichen Umstände und Vorgänge bei den Erstberufungen auf höherer Abstraktionsebene zusammen — ein Analyseschritt, der freilich nur durch Vereinfachung relativ stabile Ergebnisse bringen kann — so ergibt sich allerdings folgender, das Gesamtbild deutlich weiter differenzierende Befund (s. Tabelle).

Tabelle: Verteilung der Erstberufungsfälle nach Berufungsumständen (in Prozent)

Umstände	Erstberufungsjahre			gesamt
	1804–1870	1871–1945	1946–1970	
unbekannt	7%	6%	15%	9%
nur im Schulmilieu bzw. über Schulbeziehungen	31%	41%	45%	39%
im Schulmilieu und im Sozialmilieu	30%	24%	17%	24%
nur im Sozialmilieu bzw. über Sozialbeziehungen	20%	15%	9%	15%
Sonstige Umstände	12%	14%	12%	13%

Der größte Teil der erfaßten Historiker hat sich bei seiner ersten Bestellung ins Amt als Ordinarius im Milieu der jeweils eigenen Schule bewegt, d. h. wurde zum Beispiel Kollege eines Schulkollegen, Nachfolger des Lehrers oder Nachfolger eines älteren Schulkollegen (empirische Häufigkeit in dieser Reihenfolge). Ein weiterer, abgesehen von der Anfangszeit bis 1870 jedoch deutlich geringerer Teil konnte bei seiner ersten Berufung bzw. Ernennung gleichzeitig zusätzlich auf sonstige soziale Beziehungen zurückgreifen bzw. diese aktivieren, so daß nicht unterscheidbar ist, welcher Faktor jeweils den Ausschlag gab. Immerhin deutlich über 10% — in der Anfangszeit mehr, später merklich weniger — erreichten jedoch die Spitze der Hierarchie unter sozialen Umständen bzw. in einem sozialen Beziehungsgeflecht, ohne daß

direkte schulmäßige Faktoren erkenntlich wären. Und der Anteil derjenigen, die durch sonstige Umstände unabhängig von Verwandtschaft, Freundschaft und Schulbeziehungen auf Ordinariate für Geschichte kamen, liegt insgesamt etwa gleich hoch. Der Gesamtbefund ist also der, daß mit großer Wahrscheinlichkeit zwar bei rund 40% der Erstberufungsfälle die Selektion der Kandidaten — sofern eine solche stattfand — ausschließlich oder vorwiegend über Bewertungskriterien erfolgte, die in engem Zusammenhang mit der jeweiligen Schulkonzeption stehen, aber in einem fast ebenso großen Teil der Fälle entweder zusätzlich oder ausschließlich Verflechtungselemente außerhalb des Schulzusammenhanges zum Tragen kamen. Mit anderen Worten: die Bedeutung des vom schulmäßigen, konzeptionellen, wissenschaftlichen Faktor mehr oder weniger unabhängigen sozialen Faktors ist in diesem Zusammenhang höher als erwartet. Überraschend viele Angehörige der etablierten Schulen erhalten ihren ersten Lehrstuhl offenbar nicht oder jedenfalls nicht ausschließlich dank dieser ihrer Schulzugehörigkeit, obgleich die Mehrzahl derjenigen, die somit nachweisbar eher über soziale Beziehungen oder — noch mehr — durch sonstige Umstände zu Ordinarien der Geschichte aufsteigen, nicht Angehörige der etablierten Schulen sind und keine eigene Tradition begründen können. Allerdings — und das ist entscheidend — gerade für das jüngste Drittel des Untersuchungszeitraumes fehlt es aufgrund der ungünstigen Quellenlage an Erkenntnissen zu den Einflüssen, die oberhalb der Ebene der einzelnen Universitäten einwirken. Die Verdichtung von Indizien wie zum Beispiel Festschriftbeiträgen, die für sich allein jedoch wenig aussagekräftig sind, könnte darauf hindeuten, daß einzelne bedeutende Ordinarien („Schulpäpste“) stärker als früher Personalentscheidungen auch an Universitäten beeinflussen können, an denen noch kein Vertreter der entsprechenden Schule sitzt. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit hierfür ergibt sich jedenfalls daraus, daß die Begutachtung durch universitätsfremde Fachleute im Zuge der allgemeinen Durchrationalisierung des akademischen Betriebes nach 1945 erheblich zugenommen hat. Außerdem bleiben ja wie gezeigt diejenigen Schulen am stärksten, die in den Haupttraditionsrichtungen stehen.

IV

Den grundsätzlichen Bedingungen, denen jedes mit Aussicht auf Erfolg in den akademischen Konkurrenzkampf geworfene wissenschaftliche Paradigma genügen muß, wird das historische Konzept voll gerecht. Alles in allem stellt es sogar geradezu einen Idealfall dar. Der Historismus als „disziplinäre Matrix“⁶⁷ der Geschichtswissenschaft besteht nämlich aus zwei zwar im Prinzip, aber kaum im Konkreten eindeutig voneinander zu trennenden und in ihren gegenseitigen Abhängigkeiten bestimmbar Komponenten, die beide zusammengenommen erstens zu einer starken Immunisierung gegen Angriffe auf wissenschaftstheoretischer Ebene führen und zweitens ihm zugleich den Charakter von nur einem Kreis ausgewählter Personen vorbehalten

67. So der neue Begriff für die miteinander zusammenhängenden Grundregeln, die eine Wissenschaft theoretisch bestimmen, ihre Hauptprobleme definieren und ihre möglichen Problemlösungen eingrenzen.

nen Spezial- und Herrschaftswissen verleihen können. Die erste, als rational zu definierende Komponente sind die elementaren Grundsätze der historischen Erkenntnis und Quellenkritik nebst ihrer systematischen Umsetzung in der historischen Forschung. Die Quellenkritik und damit die herkömmlich verkürzt so bezeichnete „historische Methode“ ist keine Erfindung Rankes bzw. der historischen Geschichtswissenschaft. Wie wir bereits gesehen haben, beschränkt sich die innovatorische Leistung des Historismus auf dieser Ebene vielmehr darauf, erstmals eine systematische Anwendung dieser Methode propagiert und praktiziert sowie diese in eine literarisch anspruchsvolle Geschichtsdarstellung integriert zu haben⁶⁸. Die Vertreter des Historismus haben es aber immer verstanden, sie als ureigenste Wesenselemente speziell ihrer Auffassung zu reklamieren. Aus dieser rationalen Komponente resultiert die wesentliche Chance für die Vertreter des Historismus, sich gegen wissenschaftstheoretische Argumente zu wehren. Die Vorgehensweise dabei ist klar: Als Definition des Historismus wird von vornherein nur eine solche zugelassen, die die rationale Komponente betont. Damit laufen aber alle historismuskritischen Gegenargumente ins Leere, das historicistische Konzept erscheint als das, was es sein will, nämlich als undiskutierbares „Grundgesetz aller wissenschaftlichen historischen Forschung“⁶⁹. Die zweite Komponente sind die prinzipiell historischem Wandel unterworfenen geschichtsphilosophischen und sonstigen weltanschaulichen Prämissen, die meist unausgesprochen die Auswahl der zu behandelnden Themata, die innere Verknüpfung der auf quellenkritischem Wege gewonnenen historischen Einzelerkenntnisse und die Bewertung des Einzelnen und des Ganzen bedingen. Diese im vorliegenden Fall in ihrer grundlegenden Dimension erstaunlich lange kaum veränderten fortgeschriebenen Prämissen können unmittelbar politisch bestimmt sein, müssen es aber nicht. Was sie jedoch in jedem Fall auszeichnet, ist ihre letztlich subjektive Qualität, d. h. daß sie wissenschaftlich-rational nicht hinreichend begründbar und damit in ihrer wissenschaftlichen Tragfähigkeit auch nicht kontrollierbar sind, zumal dann, wenn sie sich bereits expliziter Definition entziehen.

Wie hervorragend die bedeutenderen Anhänger des Historismus durch diese Doppelgesichtigkeit ihrer Konzeption in die Lage versetzt waren, auf entsprechende Angriffe flexibel zu reagieren, zeigt sich unter anderem bei der Auseinandersetzung der protestantischen historicistischen Geschichtsschreibung mit der katholisierenden Geschichtsdarstellung Johannes Janssens. Johann Gustav Droysen, das Haupt der eher die irrationale Komponente betonenden und doch zugleich stärker um die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Historie sich mühenden Teilrichtung, stellte dazu fest: Die neueren Historiker — gemeint sind die unflexiblen Historisten aus der Tradition Rankes — „wollen objektiv ‚die Geschichte‘ in den aufgegangenen Regentropfen, in den Urkunden und den Quellen und wie das Zeug weiter heißt, finden und werden bloß langweiliger, rechthaberisch und immer konfus. Janssen beweist auf ganz methodischem Wege, mit glänzender Gelehrsamkeit und triumphierendem Lächeln, daß die Blüte des Menschengeschlechtes das 15. Jahrhundert und Luther ein Lump und Greuel war, der mit seiner groben Faust die glücklichste Entwicklung

68. Siehe dazu die Feststellungen von Schulin, Rankes Erstlingswerk (Anm. 29).

69. Fuchs, Walther Peter, Zum hundertsten Todestag von F. C. Schlosser, in: *ruperto carola* 30 (1961), S. 155.

der Menschheit zerschlagen, sie in ein Chaos verwandelt hat. Und die starren Methodiker ... wissen sich seiner nicht zu erwehren, müssen ihm da und dort recht geben“.⁷⁰ In einer derartigen Situation mußte die Auseinandersetzung auf die weltanschaulich-philosophische Ebene geschoben werden, d. h. mußten Argumente und Argumentationshilfen eingesetzt werden, die ihren Ursprung in der irrationalen Komponente haben und dennoch einer vordergründigen Plausibilität nicht entbehren. Feststellungen Friedrich Meineckes, dessen Einfluß sich zumindest bis zum Schlußjahr der Untersuchung erstreckt, weisen den Weg: Es war unter diesen Umständen zu betonen, „daß die kritischen Grundsätze an sich noch gar kein ausreichendes Ergebnis geben, daß es Werkzeuge sind, die in der Hand des einen viel und in der des anderen unendlich wenig besagen, daß das Ausschlaggebende zuletzt die ganz individuellen Eigenschaften ..., Ziele und Aufgaben, die er (der Autor, W. W.) sich stellt, sind.“⁷¹ Diese individuellen Eigenschaften, Ziele und Aufgaben sind jedoch nicht beliebig, sondern müssen bestimmten Ansprüchen genügen. Der Historiker muß „kritisch streng und liebevoll einfühlend zugleich“⁷² vorgehen, muß in seinen „Grundgedanken groß und fruchtbar“⁷³ sein sowie, wie der Meineckeschüler Hans Rothfels die von Meinecke vertretene und von dessen Lehrer Droysen — womit sich der Kreis schließt — formulierte Auffassung beschreibt, in der Lage und willens sein, „in der Geschichte hinter den äußeren Richtigkeiten ... die innere Wahrheit“ zu finden⁷⁴. Was aber unter dieser „inneren Wahrheit“ bzw. den geforderten Eigenschaften und Fähigkeiten eines Historikers konkret zu verstehen ist, das entscheiden ausschließlich die etablierten Vertreter des Historismus selbst, da nur diese über die notwendige Erkenntnisfähigkeit und Urteilskraft verfügen. Hierzu setzen sie die Methode der Intuition ein, die sich ebenfalls durch eine folgenreiche Doppelgesichtigkeit auszeichnet. Einerseits häufig unverzichtbares Instrument, um eine Kette einzelner Quellenbefunde oder einen singulären Beleg angemessen oder plausibel zuzuordnen und zu bewerten, eröffnet sie bei entsprechend übersteigerter Betonung oder gar Verabsolutierung die Möglichkeit, bloße Meinungen oder gar interessegeleitete Überzeugungen als wissenschaftliche Erkenntnisse zu deklarieren, mit den entsprechenden Folgen. Und dies um so mehr, als die Befähigung zur Intuition und damit — entsprechende Betonung ihrer Bedeutung vorausgesetzt — zur Geschichtswissenschaft selbst im wesentlichen oder gar völlig von einer ursprünglichen Begabung abhängig gemacht wird. Die übersteigerte Bewertung der Intuition ist demnach die entscheidende Einbruchsstelle für jene subjektiv als Rationalität empfundene objektive Irrationalität, die ein wesentliches Moment des klassischen Historismus in der deutschen Geschichtswissenschaft ausmacht und einen Denker wie Friedrich Meinecke zu der illusionären und selbstzufriedenen Feststellung verführte: „Der Durchgang durch die Subjektivität war es also eigentümlicherweise, der das neuere ge-

70. J. G. Droysen an seinen Sohn Gustaf Droysen vom 16. 2. 1884, in: Hübner, Rudolf (Hg.), J. G. Droysen, Briefwechsel, Bd. 2, Osnabrück 1967, S. 975 f.

71. Meinecke, Friedrich, Ranke in der Auffassung von Ottokar Lorenz ..., in: ders., Zur Geschichte der Geschichtsschreibung, herausgegeben und eingeleitet von Eberhard Kessel, Stuttgart 1968 (= Werke Bd. VII), S. 47f.

72. Ders., Ranke und Burckhardt, S. 109.

73. Ders., Nachruf auf Karl Lamprecht, S. 331.

74. Rothfels, Hans, Friedrich Meinecke, Berlin-Dahlem 1954, S. 8.

schichtliche Denken zu demjenigen Grade von Objektivität geführt hat, der überhaupt dem menschlichen Geist möglich ist.“⁷⁵

Was aber ist das Fundament bzw. die Quelle der besonderen Auffassung vom Beruf des Historikers und dem Wesen der Geschichtswissenschaft, die sich in der Selbststilisierung als von Geburt an auserlesene „Priester“ und Herolde, in der bewußten Verschmelzung von Forschung und Darstellung durch die Geschichtsschreibung anstatt ihrer die Intersubjektivität und damit die Rationalität fördernden strikten Trennung und ähnlichen Prämissen äußert? Meines Erachtens — an dieser Stelle müßte freilich noch genauer geforscht werden — sind es bestimmte Elemente des Protestantismus, insbesondere auch Einflüsse des evangelischen Pfarrhauses. Denn in dieser Richtung weisen nicht nur Merkmale der oben beschriebenen Herkunft und der Ausbildung, sondern auch eine ganze Reihe weiterer Daten, so die geistesgeschichtliche Herkunft der Quellenkritik, die Hauptmerkmale der Sozialpsychologie der klassischen Vertreter des Historismus wie zum Beispiel der ständige Zwang zur Sinnfindung und Sinnstiftung, Selbstbewußtsein, Selbstbezogenheit, Sendungsbewußtsein, auch nicht zuletzt die Organisierung des Historismus als Religion und Konfession — von daher erhält der Satz, daß der Historismus die „letzte Religion der Gebildeten“ sei, eine neue, tiefere Bedeutung⁷⁶.

Die verhaltenssteuernden Auffassungen, die auf diesem Wurzelgrund wachsen, sind hervorragend dazu geeignet, das irrationale Element des historistischen Konzeptes zu verstärken. Das Lehrer-Schüler-Verhältnis wird durch affektive Momente ausgekleidet, wie es beispielsweise in den Sätzen Gustav Wolfs zu dessen Lehrer Wilhelm Maurenbrecher, einem Sybelschüler, zum Ausdruck kommt: „Das Verhältnis zwischen Maurenbrecher und seinen nächsten Schülern läßt sich nicht mit dem Ausdruck ‚Lehrer‘ erschöpfen. Da Maurenbrecher diese liebte und auf Gegenliebe Wert legte, so entstanden Beziehungen, die einer Ehe glichen: denn es war ein Bund nicht nur des Studiums, sondern auch der Herzen, aus gegenseitiger Achtung und Liebe geschlossen für das ganze Leben ...“⁷⁷ Die Diskussion über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen des Faches wird als überflüssig empfunden, als lästig abgelehnt oder gar zeitweise bewußt verweigert. Nicht nur — in der Früh- und Blütezeit — das durchaus berechtigte Hoch- und Sicherheitsgefühl und in der Spät- und Krisenzeit die Angst führen zum „Einigeln in den einmal eroberten Stellungen“⁷⁸. Es ist auch die aus der überbetonten Verankerung der wissenschaftlichen Leistung eines Historikers in der je eigenen Individualität und besonderen Begabung resultierende Konsequenz, daß diese Diskussion auf jeden Fall hätte personenbezogen geführt werden müssen, was sich aber aufgrund der Hochstilisierung zumindest der Gründerväter von selbst ausschloß. Friedrich Meinecke hat dieses Problem in bezug auf Karl Lamprecht so angesprochen: „Lamprechts Versuch mußte scheitern, weil er nicht vom reinen Erkenntnisbedürfnis, sondern vom praktischen Bedürfnis, sich selbst auf den

75. Rezension zu W. Nigg, Die Kirchengeschichtsschreibung ..., in: Meinecke, Zur Geschichte, S. 28.

76. Karl Löwith, zitiert nach Mommsen, Wolfgang J., Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus, 2. Aufl. Düsseldorf 1972, S. 14.

77. Wolf, Gustav, Wilhelm Maurenbrecher, Berlin 1893, S. 23 f.

78. So die treffende Begrifflichkeit bei Mommsen, Geschichtswissenschaft, S. 14 u. ö.

Stuhl des Meisters zu setzen, ausging.“⁷⁹ Mit der Kritik an einzelnen historiographischen Werken ist es nicht anders. Von Ranke ist seit längerem bekannt, daß er dem Rezensionswesen durchaus ablehnend gegenüberstand und ausschließlich positive Buchbesprechungen veröffentlicht sehen wollte⁸⁰. Das wichtigste Fachorgan, die *Historische Zeitschrift*, hat sich erst allmählich zu einem um tatsächliche Objektivität bemühten Medium entwickelt⁸¹. Schon Ranke hat, nachdem er mit Anmerkungen und Quellenbelegen durchaus sparsam umging, beim Abdruck von Quellenstücken sich Verstöße gegen den von ihm selbst aufgestellten strengen Objektivitätskodex erlaubt⁸². Kommunikationswesen und wissenschaftliche Kritik sind streng hierarchisch aufgebaut; wagt es ein Nachwuchshistoriker, das Werk eines älteren Kollegen einer sachlich völlig gerechtfertigten Kritik zu unterziehen, so ruft dies ebenso Erstaunen hervor wie der Fall, daß der Angegriffene gegen seinen Rezensenten keine Sanktionen verhängt⁸³. Freilich: damit ist nicht gesagt, daß sich alle historistischen Historiker stets so verhalten haben. Zumeist geht es vielmehr um ein Mehr oder Weniger, um graduelle Unterschiede etwa auch im Vergleich zu anderen Wissenschaften, wengleich wie dargelegt eine starke, aus den theoretischen Grundlagen des Konzeptes resultierende Tendenz die beschriebenen Auffassungen und Verhaltensweisen förderte.

Dies gilt auch für den konkreten Ablauf der Sozialisation und Selektion der künftigen Lehrstuhlinhaber für Geschichte in Studium und Laufbahn. Auch hier findet nicht eine ihrer Gefahren bewußte, sondern eine selbstgewisse, subjektiv ausschließlich im Interesse der Wissenschaft veranstaltete Nutzung der Möglichkeiten statt, die im akademischen Ausbildungs- und Qualifikationssystem des deutschen Bildungswesens liegen.

Die Selektion setzte konkret im Studium ein, wie wohl wichtige Entscheidungen schon vor diesem Zeitpunkt gefallen waren: Die traditionell selektive Struktur des Schulsystems und die unterschiedliche Beteiligung der verschiedenen Bevölkerungsschichten und -gruppen am höheren Ausbildungssektor hatten bereits zu einer sozial einseitig rekrutierten und damit bis zu einem gewissen Grade sozial homogenen Studentenschaft geführt.

-
79. Zur Beurteilung Rankes, in: ders., *Zur Geschichte*, S. 50. Nach einer vergleichenden Untersuchung von Ekkehard Klaua (*Zum Gruppenbewußtsein akademischer Subkulturen. Deutsche Fakultäten um 1900. Ein inhaltsanalytischer Vorstoß in wissenschaftssoziologischer Absicht*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 33 (1981), S. 329–344) stehen die Historiker nach den Theologen und den Kunstwissenschaftlern an dritter Stelle, was das in Autobiographien zum Ausdruck kommende Bewußtsein betrifft, aus einer „Urbestimmung“ heraus zu ihrem Fach gekommen zu sein.
80. Stromeyer, Rainald, *Ranke und sein Werk im Spiegel der Kritik*, Diss. phil. Heidelberg, besonders S. 20–21.
81. Schieder, Theodor, *Die deutsche Geschichtswissenschaft im Spiegel der historischen Zeitschrift*, in: *Historische Zeitschrift* 179 (1959), S. 1–73, hier S. 17, 12 ff. u. ö.
82. Meinecke, Friedrich, *Zur Kritik der Radowitzschen Fragmente*, in: ders., *Zur Geschichte*, S. 223. Für weitere Hinweise in diese Richtung siehe Philippsborn, Noorden, S. 102 u. ö.
83. Vgl. Bleicken, Jochen, et al., *Matthias Gelzer und die römische Geschichte*, Kallmünz 1977, S. 66, Anm. 62, wo es um zwei Rezensionen des jungen Gelzer gegen den weit älteren und berühmten Eduard Meyer geht.

Das Problem bestand darin, aus einer im Laufe der Zeit schwankenden Zahl von Studenten, die ausschließlich oder unter anderem Geschichte studieren, eine erste Auswahl herauszufiltern. Es versteht sich, daß die Schärfe dieser Auswahl von der Zahl der Studenten bzw. dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage abhing. Nur bei einem großen Angebot war eine strenge Selektion möglich und nötig. Die erste Auswahl ergab sich nach Ausweis des vorliegenden Materials dadurch, daß ein Teil der Kandidaten dem Dozenten bereits persönlich bekannt war — im Extremfall aufgrund von Verwandtschaft — oder Empfehlungsschreiben von Verwandten, Bekannten oder gelehrten Kollegen des näheren oder fernereren Umkreises mitbrachte⁸⁴. Ein zweiter Filter bestand in den oben herausgearbeiteten gemeinsamen sozialen Merkmalen mit kontakterleichternder Wirkung wie gemeinsamer geographischer Herkunft, gleicher oder ähnlicher sozialer Herkunft inklusive des konfessionellen Momentes und der Herkunft aus der gleichen Schule. Dadurch trat der betreffende Student gegebenenfalls einerseits bereits aus der Anonymität heraus, d. h. konnte sich erstens schneller bemerkbar machen bzw. wurde schneller bemerkt, wurde zweitens u. U. stärker gefordert und sah sich daher drittens zu konzentrierterem Studium veranlaßt. Der Dozent wiederum fand leichteren Zugang zu diesen Studenten, weil die Gemeinsamkeiten, die sie verbanden, bereits eine mehr oder weniger tragfähige Grundlage zu einem weiterreichenden Vertrauensverhältnis bildeten.

Die erste wesentliche Station, an der diese Verhältnisse zum Tragen kamen, war die Zulassung zu den Lehrveranstaltungen, speziell zu den Übungen bzw. später den Seminaren. Nicht ohne Grund galt (und gilt) das „Privatissimum“ unter den Ordinarien als die geeignetste Veranstaltungsform⁸⁵. Denn hier war dem jeweiligen Veranstalter alles überlassen. Er konnte lange Zeit den Zugang ganz nach eigenem Gutdünken regeln und die Form und den Inhalt der Veranstaltung ohne die geringsten Vorgaben selbständig bestimmen. Mit der zunehmenden staatlichen Reglementierung des Studiums wurden zwar die Bedingungen des Zugangs formalisiert, die Entscheidungskompetenz der Veranstalter aber faktisch dennoch nicht angetastet. Es ist klar, daß der verwandte, bekannte oder mit einem entsprechenden Empfehlungsschreiben ausgestattete bzw. auf andere Weise bereits nicht mehr ganz fremd erscheinende Student eher zugelassen wurde. Sonstige Kandidaten hatten es erheblich schwerer, zumal dann, wenn es eben keine objektiven Bedingungen gab, an die die Zulassung geknüpft war⁸⁶. Durch die Übungen hingegen wurde es möglich, die Studenten konsequent zu erziehen. Grundlegend dafür war, daß „die kritische Methode ein lehrbares und übertragbares Handwerk ist“⁸⁷. Die Formen, in der diese Übungen abgehalten wurden, ähnelten sich, wiewohl es auch Unterschiede gab. Zumeist wurde in einem ersten Schritt gemeinsam ein Quellenstück gelesen, gegebenenfalls übersetzt, in den historischen Zusammenhang eingeordnet und interpretiert. Im

84. Vgl. beispielsweise den Fall bei Stern, Alfred, *Wissenschaftliche Selbstbiographie*, Zürich 1932, S. 4.

85. Hantsch, Hugo, *Das Fach Neuere Geschichte an der Wiener Universität seit 1945*, in: *Österreichische Hochschulzeitung* 1965, Heft 19, S. 7.

86. Vgl. dazu das Erlebnis von Johannes Haller in Heidelberg nach Hallers *Lebenserinnerungen*, Stuttgart 1960, S. 69.

87. Schnabel, Franz, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Bd. 5, Freiburg i. Br. 1965, S. 126.

zweiten Schritt hatten die Übungsteilnehmer Quellen individuell zu bearbeiten, ein entsprechendes Referat darüber zu halten und sich der Diskussion bzw. Kritik durch die übrigen Teilnehmer bzw. den Übungsleiter zu stellen. Obwohl die praktische Grundlage dieser „*exercitationes historicae*“ also in der Beschäftigung mit der rationalen Komponente des Historismus bestand, wurden gleichzeitig auch Elemente der irrationalen Komponente eingeführt, indem entsprechende Interpretationen bzw. Interpretationsmodelle favorisiert, eingeübt und letztendlich von den Teilnehmern internalisiert wurden⁸⁸ — ein Ziel, das um so eher erreicht werden konnte, als erstens die Teilnehmer eben oft von vornherein bis zu einem gewissen Grade „gleichgeschaltet“ waren, also Kritiker fehlten, zweitens wie oben gezeigt, grundlegende Gemeinsamkeiten in Herkunft, Schulbildung und Studienfächern bestanden, drittens die Dauer des Studiums immer länger wurde und viertens das Lebensalter, in das diese Ausbildung fiel, die meisten Studenten besonders empfänglich für weltanschauliche Orientierungsvorgaben machte⁸⁹. Hinzu kommt das einzelgängerische Wesen so mancher deutscher Historiker⁹⁰. Eine gewisse hemmende Wirkung ergab sich höchstens daraus, daß es wenigstens später und bevorzugt im Bereich der Neueren Geschichte Parallellehrstühle und damit Parallelveranstaltungen gab und die meisten Studenten die Universität ein- bis zweimal wechselten, also konkurrierende Erziehungsinstanzen vorhanden waren und einwirkten. Ob es sich dabei freilich um wirkliche Alternativen handelte, hing von der personellen Besetzung ab. Diese aber war, wie oben in den entsprechenden Abschnitten dieses Beitrags gezeigt werden konnte, keineswegs wirklich grundlegend pluralistisch, so daß sich zwar eine Konkurrenz von graduell unterschiedlichen Varianten, aber kaum von echten Alternativen ergab. Die neben den Übungen fortgeführten Vorlesungen, die meist in Form von „Kollegs“, d. h. thematisch zusammenhängenden Blöcken über mehrere Semester hinweg, abgehalten wurden, boten zumeist entsprechend zugeschnittene Überblicksdarstellungen. Sie waren so zumindest in der Anfangszeit eine Art Handbuchersatz, nahmen aber bisweilen sogar katechismusartigen Charakter an. Es kam nämlich nicht nur vor, daß der Lehrer seinem ersten Schüler oder seinen ersten Schülern in einem mehr oder weniger feierlichen Akt seine Vorlesungsmanuskripte übergab und auf diese Weise sich die Auffassungen eines Schulgründers wortwörtlich fortpflanzten⁹¹. In den Vorlesungen wurden vielmehr auch ausdrücklich gegen rivalisierende Strömungen argumentiert, polemisiert, ja sogar von dem Besuch von Lehrveranstaltungen bei den entsprechenden Dozenten gewarnt⁹². Die Argumente wurden naturgemäß in den Vorlesungsmanuskripten mitüberliefert und auf der zweiten Überlieferungsebene, den Vorlesungsmitschriften der Studenten, wurden auch die aus dem Augenblick geborenen Ausfälle tradiert.

88. Vgl. dazu die Hinweise auf die Seminarübungen bei Hübinger, Paul Egon, *Das Historische Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*, Bonn 1963.

89. Vgl. dazu die Befunde bei Rothsuh, Karl E., *Physiologie im Werden*, Stuttgart 1969, S. 55.

90. Ernst, Fritz, *Zeitgeschehen und Geschichtsschreibung*, in: *Die Welt als Geschichte* 17 (1957), S. 178.

91. Vgl. beispielsweise diese Praxis nach Jung, Julius, Julius Ficker (1826–1902), *Innsbruck 1906*, S. 205.

92. Vgl. Lewald, Ursula, Karl Lamprecht, in: *Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn*, Bd. 2, Bonn 1968, S. 231.

Die zunehmende administrativ geförderte bzw. sogar erzwungene Gepflogenheit, das Studium mit der Promotion abzuschließen und dabei eine schriftliche Dissertation vorzulegen, stellte eine ganz wesentliche Bedingung erfolgreicher Sozialisation und Selektion dar. Echte Schüler konnten ja in der Regel überhaupt nur dann herangezogen werden, wenn mit ihrer Ausbildung die Betreuung einer schriftlichen Arbeit verbunden war⁹³. Ein wesentlicher Punkt dabei war bereits die Wahl des Themas. Zwar war es üblich, daß der akademische Lehrer bei der Auswahl die landsmannschaftliche Verbundenheit oder sonstige Besonderheiten, insbesondere natürlich auch die Leistungsfähigkeit des Schülers, berücksichtigte. Daß der Schüler sich sein Thema völlig selbständig wählte, war aber auch aus objektiven Gründen höchst selten. Die Regel war vielmehr, daß der Betreuer Themen seines eigenen Interesses vergab, um damit seine Auffassungen vertieft und erprobt zu sehen. Beim zweiten wesentlichen Punkt, nämlich der Frage der Methode, gab es noch weniger Kompromisse. Einmal schon deshalb, weil der Bearbeiter ja Schüler seines Betreuers war und insofern überhaupt nur eine bestimmte Methode gelernt hatte. Andererseits, weil die Dissertation eine wichtige Qualifikationsstufe markierte und damit ein — graduell gewiß unterschiedlicher — direkter Zwang zur Anpassung bestand. So konnte es geschehen, daß eine bereits eingereichte Dissertation, weil sie neben einer Reihe von Flüchtigkeiten eine der Auffassung des (einen) Betreuers scharf zuwiderlaufende These enthielt, abgelehnt wurde und daher zurückgezogen werden mußte, um durch eine andere Schrift ersetzt zu werden — ein Vorgang, der in der Darstellung Stephan Skalweits ganz selbstverständlich dem Promovenden angelastet wird, der es aus „Naivität und Eigensinn“ versäumt habe, der personellen Situation „Rechnung zu tragen“⁹⁴. Und so konnte es weiter vorkommen, daß Dissertationen von Schülern ganze Texte des Lehrers enthielten, was sicher der Untermauerung der Auffassung des Lehrers dient, aber schwerlich mit der propagierten Objektivität und Leistungsorientiertheit der wissenschaftlichen Ausbildung in Einklang zu bringen ist⁹⁵.

Die Verteilung der Chancen nach dem Studium bot naturgemäß eine weitere einschneidende Möglichkeit zur Selektion für die Ordinarien. Obwohl die Zuteilung der Gymnasiallehrer zu bestimmten Schulen ausschließlich in die Kompetenz der Schulverwaltung fällt, konnten Ordinarien diese Zuteilung mit dem Ziel beeinflussen, bestimmte favorisierte Personen allgemein in Universitätsstädte oder in bestimmte Universitätsstädte bzw. in Orte zu bringen, wo gute Bibliotheken oder Archive vorhanden waren. Auf diese Weise hielten die entsprechenden Lehrer auch in dieser Zeit Kontakt zu ihren Schülern, von denen viele neben dem Schuldienst an Editionen oder sonstigen Vorhaben mitarbeiteten. Die Vermittlung bzw. Öffnung von Mitarbeiter- und Assistentenstellen für entsprechende Schüler war ein zumindest ebenso wichtiges Moment. Denn hier war die Abhängigkeit des Schülers von seinem Lehrer noch viel größer, zumal es weitreichende arbeitsrechtliche Bestimmungen noch

93. Vgl. dazu beispielsweise die Bemerkungen bei Schmid, Karl, Der Freiburger Arbeitskreis. Gerd Tellenbach zum 70. Geburtstag, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 122 (1974), S. 331–343, hier S. 333.

94. Skalweit, Stephan, Moriz Ritter, in: Bonner Gelehrte, S. 212.

95. Gemeint sind Dissertationen, die bei Moriz Ritter entstanden. Vgl. dazu Von Below, Georg, Selbstdarstellung, in: Steinberg, Sigfrid (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Leipzig 1925, S. 16.

nicht gab. Hinzu kommt nämlich noch, daß in diese Zeit im allgemeinen die ersten publizistischen Gehversuche fielen. In der Regulierung des Zuganges zu den Fachmedien konkretisierte sich die Machtstellung der Etablierten aber am eindrücklichsten. Schon die Chance der Publikation der Dissertation hing entscheidend vom Engagement bzw. der Stellungnahme des akademischen Lehrers ab. Dasselbe galt für die danach verfaßten Aufsätze und Rezensionen. Schon vor der Abfassung von wissenschaftlichen Darstellungen und Abhandlungen konnte der Einfluß des Lehrers, dessen Vertrauen der Schüler sich nur durch Bewährung und Leistung im Sinne des Lehrers erwerben konnte, ausschlaggebend sein. Im größten Teil des Untersuchungszeitraumes und in bestimmten Fällen bis heute ist nämlich bereits der Zugang zu den Quellen, d. h. den Archivalien und Archiven, von entsprechenden Empfehlungen abhängig. Zuerst natürlich in direkter Weise: der Interessierte erhält seine gesuchten Quellen nur, wenn sein Antrag von den maßgebenden Ordinarien ausreichend unterstützt wird. In zweiter Linie aber auch indirekt: ist das einschlägige Archiv vom Wohnort weit entfernt, müssen die Anreise und der Aufenthalt, daneben unter Umständen Benutzungsgebühren finanziert werden. Das geschieht meist in der Form von Stipendien. Diese Stipendien oder Zuschüsse sind aber ebenso nur durch ein entsprechendes Votum des Lehrers zu erreichen. Die primär projektbezogene Begutachtung durch idealerweise unabhängige Gutachter, die wenigstens eine gewisse Objektivierung bedeutet, spielte im Untersuchungszeitraum offensichtlich noch kaum eine Rolle.

Die sich bei den meisten Nachwuchsgelehrten anschließende Habilitation war schon deshalb eine der entscheidendsten Etappen im Sozialisations- und Selektionsprozeß, weil mit der Gewährung der *venia legendi* einerseits bereits eine gewisse Unabhängigkeit für den Schüler vom Lehrer gegeben war, sie andererseits wenigstens gelegentlich im Untersuchungszeitraum bereits eine gewisse Anwartschaft auf eine Betreuung mit einer Dauerstelle mit sich brachte und der Habilitierte bereits seinerseits weitergehenden Einfluß auf den studentischen Nachwuchs auszuüben in der Lage war. So verwundert es nicht, daß die Rolle des Lehrers und gegebenenfalls weiterer persönlicher Beziehungen gerade auch in diesem Moment besonders zutage tritt und der faktische Anpassungszwang auch bezüglich des Inhaltes und der Form der Habilitationsschrift gerade hier offenbar wird. Carlrichard Brühl hat sich im Vorwort seiner Habilitationsschrift von 1961 noch mit einer diesbezüglichen Andeutung begnügt. Er stellt fest, daß der Betreuer seine Darstellung als Habilitationsschrift annahm, „ohne daß ich jemals bei ihm eine Veranstaltung besuchte. Dem Kundigen ist damit genug gesagt“⁹⁶. Deutlicher wird Ahasver von Brandt in seinem Bericht über die Habilitation des Wirtschafts- und Sozialhistorikers Ludwig Beutin 1939: „Diese Pionierarbeit (Der deutsche Seehandel im Mittelmeergebiet bis zu den Napoleonischen Kriegen) ist ... wohl nicht so beachtet worden, wie es zweifellos geschehen wäre, wenn ein entsprechendes Thema in den Niederlanden oder in England behandelt worden wäre. Weder in Kiel noch in Berlin sind dann auch die Versuche Beutins, sich mit dieser Arbeit zu habilitieren geglückt ... Hauptsache war doch wohl, daß man Wert und Bedeutung jener see- und handelsgeschichtlichen Untersuchung und die damit bewiesenen Fähigkeiten ihres so gut wie unbekanntens Autors nicht

96. Fodrum, *gistum, servitium regis*, Bd. 1, Köln 1961, S. XIII.

recht erkannt hat. Ludwig Beutin hat später bisweilen erzählt, welches Befremden dieses Objekt historischer Forschung bei den damals maßgebenden Größen der Berliner Fakultät erregte — wiewohl doch mit Walther Vogel ausnahmsweise ein sachkundiger und verständnisvoller Beurteiler zur Stelle war (der freilich als Vertreter der „Historischen Geographie“ selbst halber „Außenseiter“ in der Zunft war)⁹⁷.

Schließlich sind auch die nach der Habilitation auftretenden Probleme in den Zusammenhang von Sozialisation und Selektion unter dem herrschenden Paradigma eingebunden. Sowohl die Erteilung von Lehraufträgen, die Mitarbeit bei Publikationsorganen, die Bewilligung von Mitteln für Archiv- und Studienreisen als auch nicht zuletzt der Erfolg bei Bewerbungen um Extraordinariate als letzte Stufe vor dem vollen Ordinariat sind grundsätzlich von entsprechender Bewährung und der Pflege entsprechender Beziehungen abhängig, die in ihrer Bedeutung in erster Linie nur bei der Verfügung über Spezialkenntnisse relativiert werden können, wie es gelegentlich zum Beispiel im Bereich der Osteuropäischen Geschichte zu beobachten ist⁹⁸. Daß die jeweils besten Wissenschaftler sich durch die immanente Kraft ihrer überlegenen Lehre quasi von selbst durchsetzen würden, davon kann jedenfalls kaum die Rede sein. Das zeigt sich nicht zuletzt im äußersten Notfall, wenn nämlich der akademische Lehrer von der Situation der Karriere seines Schülers her gesehen zu früh emeritiert wird oder gar stirbt. Peter Rassow mußte in bezug auf Hans Delbrücks Karriere deshalb feststellen: „Ranke war längst emeritiert. Dessen Zuneigung also nützte ihm nichts mehr.“⁹⁹ Als der Protektor Wilhelm Bauers und anderer österreichischer Nachwuchsgelehrter, nämlich Engelbert Mühlbacher, starb, schien für diese „der Boden unter unserer Zukunft ... ins Wanken geraten“¹⁰⁰. Ahasver von Brandt faßte diese Zusammenhänge in dem erneut in charakteristischer Weise an „Insider“-wissen appellierenden Satz zusammen: „Jeder weiß, was es bedeutet, wenn der akademische Lehrer einen vielversprechenden Schüler verläßt, ehe er die betreuende Fürsorge, die zu seinen schönsten Pflichten gehört, vollenden konnte.“¹⁰¹ Diese Beziehungsstrukturen waren naturgemäß um so bedeutsamer, als im größten Teil des Untersuchungszeitraumes Professuren nicht öffentlich ausgeschrieben wurden, sondern mögliche Kandidaten in der Regel ausschließlich auf informellem Wege, d. h. über persönliche Kanäle, angesprochen und ausgewählt wurden¹⁰². Auf diese Weise war es den Vertretern der historistischen Konzeption, nachdem sie einmal institutionell abgesichert waren, leicht, ungeeignet erscheinende Lehrstuhlaspiranten auszu-

97. Von Brandt, Ahasver, Nachruf auf Ludwig Beutin, in: *Hansische Geschichtsblätter* 77 (1959), S. 4–5.

98. Ein Beispiel ist die gegen viele Widerstände entscheidend mit Hilfe des Preußischen Außenministeriums, das an den Spezialkenntnissen des Gelehrten interessiert war, durchgesetzte Karriere des jüdischen Polenexperten Jacob Caro, vgl. Rachfahl, Felix, J. Caro, in: *Vorträge und Essays*, Gotha 1906, S. 1–31.

99. H. Delbrück als Historiker und Politiker, in: *Die Sammlung* 4 (1949), S. 136.

100. Bauer, Wilhelm, *Mein Werdegang*, zitiert nach Schulz, Elisabeth, W. Bauer. *Leben und Werk*, Wien 1979, S. 25.

101. Von Brandt, Beutin, S. 3.

102. Vgl. dazu beispielsweise die Angaben im Briefwechsel Theodor Sickels (in: Erben, Wilhelm (Hg.), *Th. Sickel. Aus dem Leben eines deutschen Historikers*, München-Berlin 1926, S. 25, Anm. 53) zu den wechselseitigen Informationen betreffs erst noch „zu erwartender Vakanzen“.

schalten. Rudolf Kötzschke und Friedrich Luckwaldt sind bekannte Beispiele hierfür¹⁰³.

V

Die Struktur der effektiven Verflechtung der das Fach tragenden Ordinarien stellt nach der Leithypothese der vorliegenden Analyse einen maßgebenden Indikator für die Art und Weise der Durchsetzung des historistischen Konzeptes dar. Mit anderen Worten, es wird davon ausgegangen, daß mit jedem der drei angesprochenen Erklärungsansätze für die Durchsetzung des Historismus in der deutschen Geschichtswissenschaft notwendig eine mehr oder weniger eindeutig beschreibbare bestimmte Verflechtungsstruktur einhergeht, so daß der empirische Befund als erste Bestätigung oder Widerlegung dieser oder jener Hypothese angesehen werden kann¹⁰⁴. Wie bereits dargelegt, läßt sich im vorliegenden Rahmen jedoch kein mathematisch exakter Vergleich der theoretischen Alternativmodelle mit dem empirischen Befund durchführen, sondern bewegt sich die Argumentation auf der Ebene der Plausibilität. Ich gehe davon aus, daß sowohl der wissenschaftsinterne als auch der politische Erklärungsansatz notwendig eine aufs Ganze gesehen relativ geringe Verflechtung der Ordinarien erwarten lassen. Die wissenschaftsinterne Deutung, nach der der Historismus sich als kritische Methode der Geschichtswissenschaft schlechthin vornehmlich oder ausschließlich kraft seines Wahrheitsgehaltes und seiner wissenschaftlichen Fruchtbarkeit durchgesetzt hat, betont so allgemeine unbezweifelbare grundlegende Einsichten, daß deren Verbreitung keineswegs notwendig ständig an Schulzusammenhänge gebunden ist. Die bewußte und konsequente Anwendung der kritischen Methode, als die der Historismus in dieser Deutung definiert wird, müßte vergleichsweise einfach, etwa im Rahmen einer Zusatzausbildung, zu erlernen sein. Die älteren Historiker hätten sich unter diesen Umständen aber nicht die Chance entgehen lassen, ihre eigenen Arbeiten mit ihren ganz verschiedenen ideologisch-philosophischen Tendenzen, politischen Zielen usw. durch die Übernahme und Anwendung der Techniken der Quellenkritik abzusichern und damit ihre Stellung zu bewahren. Ein streng rationaler Auswahlprozeß, wie er in dieser Deutung unterstellt wird, hätte dann aber das Ergebnis zeitigen müssen, daß nach einer unter Umständen durch die Gründergeneration beherrschten Anlaufphase Vertreter ganz verschiedener Richtungen in die hohen Positionen einrücken, mit anderen Worten die Gesamtbilanz deutlich weniger überproportional zugunsten der drei herrschenden Hauptrichtungen ausfällt. Ähnlich die politische Deutung: Sie koppelt die Zusammensetzung der Inhaber der höchsten Positionen der Geschichtswissenschaft enger mit der Zusammensetzung der Inhaber der höchsten politischen Positionen als empirisch belegbar ist. Zumindest in

103. Luckwaldt kam als Schüler des Renegaten Max Lehmann nur auf einen Lehrstuhl an einer Technischen Hochschule, wo er keine Schüler ausbilden konnte, obwohl er von Lehmann für Universitätslehrstühle in Vorschlag gebracht worden war (vgl. Hübinger, Bonn, S. 30 und S. 192), Kötzschke hatte nach Helbig, Herbert, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 12, S. 416, Schwierigkeiten als (vermeintlicher?) Anhänger Lamprechts.

104. Für eine genauere Darlegung dieser Beweisführung vgl. künftig meine in Anm. 1 angegebene Veröffentlichung.

der Phase vor der Reichsgründung 1871 müßte die Personalrekrutierung für die Geschichtswissenschaft wesentlich stärker länderspezifisch ablaufen, da jedes Land sich eigene politisch-historische „Propagandisten“ hält. Die Ernennung zum Lebenszeitbeamten wäre wie bereits bemerkt in höchsten Maße dysfunktional. Die Struktur der Verflechtung müßte demnach ebenfalls aufs Ganze gesehen pluralistischer sein als sie es effektiv ist, es sei denn, man definiert die politischen Bezüge viel allgemeiner, wodurch aber der Erklärungswert des gesamten Modells geringer wird.

Schon der empirische Befund, daß sich 77% der deutschen Ordinarien für Geschichte aus nur drei Haupttraditionsrichtungen des Historismus rekrutieren, kann also nur plausibel erklärt werden, wenn wir von der Existenz einer strategischen Elite ausgehen, die völlig davon überzeugt war, daß ihre Auffassung die einzig richtige war, und in der Ausbildung und Nachlese des Nachwuchses entsprechend handelte. Hinzu kommt, daß sich in der Analyse der Herkunft, Ausbildung und des Karriereverlaufs Gemeinsamkeiten abzeichneten, die die Vertreter des Historismus als relativ geschlossene Gruppe erscheinen lassen. Weiterhin ließen sich wenigstens Konturen der Verhaltensweisen aufdecken, durch die eine mehr oder weniger gezielte entsprechende Rekrutierung des Nachwuchses erreicht werden konnte, und wurden diejenigen Grundprämissen benannt, die zu diesem Verhalten führten. Es konnte gezeigt werden, daß die wissenschaftliche Kommunikation der historistischen Geschichtswissenschaft theoretisch und praktisch erhebliche Defizite aufwies. Defizite, die es noch unwahrscheinlicher werden lassen, daß die Vertreter dieses geschichtswissenschaftlichen Ansatzes alternative Entwürfe stets von neuem unvoreingenommen geprüft und schließlich aus objektiven Gründen verworfen haben sollen, was notwendige Voraussetzung für ein Zutreffen des o. a. wissenschaftsinternen, rationalen Erklärungsmodells für die Durchsetzung des Historismus ist.

Dennoch läßt natürlich auch der vorliegende, aufgrund der geschilderten Rahmenbedingungen nur über eine kollektive Biographie realisierbare Ansatz viele Fragen offen. Zunächst ist ganz allgemein festzuhalten, daß die vorgetragene These eine Theorie mit relativ großer Allgemeinheit darstellt, was bekanntlich die Falsifikationsmöglichkeiten entsprechend beeinträchtigt. Dann handelt es sich um eine systematische Untersuchung, d. h. die Ausgrenzung des Untersuchungsfeldes und die gewählten Merkmale und Variablen strukturieren das Ergebnis in erheblichem Maße vor. So wurde fast ausschließlich der innerfachliche und dort der soziale Aspekt berücksichtigt, die kognitiv-wissenschaftsinterne Dimension jedoch nur dort, wo sie nach der engen Untersuchungsperspektive unvermeidlich beachtet werden mußte. Diese Feststellungen sind letztlich zwar insofern trivial, als jede Untersuchung bestimmte Faktoren in den Vordergrund und andere in den Hintergrund rückt. Im vorliegenden Fall erscheint es jedoch deshalb erforderlich, sie explizit zu machen, weil die gewählte Perspektive den herkömmlichen Vorstellungen stark zuwiderläuft.

Des weiteren war das Ziel der Untersuchungen nur mit Hilfe einer komplexen Verbindung direkter und indirekter Beweisführung zu erreichen, die dort, wo sie noch relativ unerprobte Analyseschritte miteinbezieht, weiterer Erklärung bedarf. Inhaltlich ergab sich der Befund, daß die Bedeutung der Verflechtung über die Schul- und sogar Fachgrenzen hinweg größer ist als angenommen, Augenblicksumstände und Geschäfte auf Gegenseitigkeit in Berufungsfragen wichtiger sind als erwartet. Stünde nicht insbesondere die Berufung als Nachfolger des Lehrers bzw. im Schulumilieu als tragendes Strukturelement dem entgegen, so könnten sich sogar die Konturen einer

neuen These am Horizont abzeichnen: daß nämlich die Besetzung der Lehrstühle für Geschichte für den Fortgang der Geschichtswissenschaft weniger wichtig ist als erwartet — mit Konsequenzen, die sich hier kaum formulieren lassen. Der tatsächlich entscheidende Bereich wäre dann die wissenschaftliche Kommunikation, deren Maßstäbe dementsprechend noch viel genauer untersucht werden müßten. Das grundsätzliche, erst zu einem neuen Erklärungsversuch Anstoß gebende Problem bleibt ja bestehen. Die deutsche Geschichtswissenschaft ist in ihrer historistischen Phase ein methodisch-theoretisch höchst eigentümliches und relativ einheitliches Gebilde, auch wenn die Anwendung der grundsätzlich immer gleichen Methode und die Anlegung grundsätzlich gleicher Interpretationsmaßstäbe auf immer weitere Bereiche der Geschichte — Sozial- und Wirtschaftsgeschichte freilich ausgenommen — zu einer erstaunlichen Vielfalt historischer Darstellungen und einer respektgebietenden Vertiefung und Ausweitung unserer geschichtlichen Kenntnisse geführt haben. Und nicht zuletzt sollten sich auch die Vertreter neuer Methoden und Interpretationsansätze vor einem wie immer gearteten Wissenschaftsdogmatismus hüten, der die heutigen Chancen der weiteren Rationalisierung des geschichtswissenschaftlichen Betriebes erneut verschütten könnte.

Summary

The persistence of the historical paradigm in the German Geschichtswissenschaft has found some analysis, but there are still no sufficient explanations for this phenomenon. Therefore the present contribution tries a new approach, mainly based on results of studies in the sociology of science. The hypothesis is, that the historical paradigm has not succeeded and found such an exclusive position because of his ‚scientific‘ quality or his political functions but mainly because the founders and early followers of this concept have been able to gain the institutional power positions of the historical discipline and to leave these continuously to their disciples. That means, the centre of the consideration is transferred from the cognitive sphere to the social field, the history of historical studies in Germany is seen as a process of gaining, widening, and obtaining power between academic groups and schools of thought.

The analysis consists of three parts. It favors an indirect argumentation, because the situation of the sources does not enable us to prove the hypothesis in a direct way. In the first part a collective biography of all 532 full professors for history at German universities and highschools between 1800 and 1970 (without GDR) shows, that the geographical and social origins, the religious confession, the education on secondary schools and universities, and the development of the academic career of these scholars tend to be uniform, so that the community of these historians is a most important part of the elite of the German protestant Bildungsbürgertum, secluding itself from others through increasing professionalisation. In the second part the study of the relations of the examined historians with the different schools of thought proves, that about 77 per cent of all scholars belong to the three main historical schools respectively traditions (i.e. the tradition of Leopold von Ranke, Johann Gustav Droysen, and Theodor Mommsen in the field of ancient history), that most of the

scholars gained their first full professorship under circumstances, in which their connections with one of the diverse historical schools were decisive, and that beside this in many cases other personal relations played an important role for the ascension into high positions. The story of Leopold von Ranke's way to his professorship on the university of Berlin shows, how carefully Ranke planned his career, not trusting exclusively in the success of his first book. In the third part an analysis of theoretical, autobiographical, and biographical literature verifies and exemplifies the inherent tendency of the main principles of the historical paradigm to produce a behavior which favors the adherents of the concept and opposes its rivals. So the indirect argumentation closes up: although we are not able — and will because of the missing sources never be —, to prove our hypothesis in every individual case directly, nevertheless it seems to be proven because not only the final result of the diverse processes in the recruitment of the personal for the highest positions of the discipline corresponds with it and many single examples verify it, but also important items in the cognitive dimension substantiate it.